

Passionskirche Pfarrei Leiden Christi München Obermenzing – 100 Jahre Patrozinium – 9. November 1924 - 2024



Kein Blatt vor den Mund

**25 Jahre Gedanken im Pfarrbrief 1990 - 2014
von Peter Igl**

Stichwortsuche in den Themenüberschriften der Beiträge ist in der Word und PDF Datei mit der jeweiligen Suchfunktion möglich!

Pünktlichkeit in der Kirche

1. Advent 1990

Kein Blatt vor den Mund:

Pünktlichkeit in der Kirche



Es gibt zwar wichtigeres in unserer Kirche, aber das Zu-spät-Kommen kann auch ganz schön nerven. Besonders wenn man in Sichtweite der Seitentüren sitzt, kann man sich gar nicht so stark auf den Gottesdienst konzentrieren, daß einem das ständige Auf-und-zu-Gehen der Türen nichts ausmacht. Im Sommer ist das zusätzlich noch mit einem störenden Lichtblitz verbunden.

Bei einem normalen Sonntagsgottesdienst, z. B. um 10.30 Uhr, sind es sicher an die hundert Kirchenbesucher, die zu spät kommen. Offenbar ist dieses Übel in unserer Gemeinde besonders stark ausgeprägt. Auch die Zahl derer, die vorzeitig die Kirche verlassen – so etwa ab der Kommunion – kann sich bei uns sehen lassen. Wer weiß, was der Grund dafür ist? Hat man den Schweinsbraten im Rohr, vielleicht eine schwache Blase – oder ist man mit der Predigt nicht einverstanden? Denkbar wäre auch, daß man etwas besseres vorhat.

Jeder Vergleich hinkt, und trotzdem möchte ich in diesem Zusammenhang einen wagen: Bei einem Fußballspiel ist es verhängnisvoll für eine Mannschaft, wenn Spieler zu spät kommen oder vor Spielende den Platz verlassen. Und bei einer Messe? Schwächt es nicht auch die Gebetsgemeinschaft, wenn Mitglieder zu spät kommen oder zu früh wieder gehen? Auch an die Höflichkeit und Rücksichtnahme gegenüber den anderen Gottesdienstbesuchern und dem Priester, der im Gegensatz zu früher ja mit dem Gesicht zum Volk zelebriert, könnte man denken.

Jeder von uns weiß, wie lange er zur Kirche braucht, und wann er deshalb aufbrechen muß, um pünktlich zu sein. Und sollte man wirklich einmal zu spät kommen, dann sollte es selbstverständlich sein, daß man möglichst wenig Leute stört, wenn man seinen Platz einnimmt, z. B. indem man das rückwärtige Hauptportal benützt. Es gibt übrigens Kirchen, bei denen man nach Gottesdienstbeginn nur noch hinten hereinkann.

Aber wahrscheinlich wird das alles nur von den Pünktlichen gelesen. Schade!

Peter Igl

Katholisch heute

2. Fastenzeit 91

Kein Blatt vor den Mund:

Katholisch heute



Wenn man früher gefragt hat, woran man Katholiken erkennt, erhielt man möglicherweise zur Antwort: daran, daß sie am Freitag kein Fleisch essen, daß sie in der Kirche Kniebeugen und Kreuzzeichen machen, daß sie Maria verehren und den Papst als ihr geistliches Oberhaupt anerkennen.

Und wie ist es heute? Der Papst wird inzwischen auch von vielen Katholiken angegriffen, mit der Marienverehrung ist es auch nicht mehr so weit her, der Fisch verschwindet freitags zusehends von der Speisekarte, und auch Kniebeugen und Kreuzzeichen werden bei uns weniger, übrigens auch das Fluchen, früher eine unüberhörbare Begleiterscheinung vieler "kerniger" katholischer Mannsbilder.

Was zeichnet dann den heutigen Katholiken aus? Offenbar nicht mehr als die allumfassende Kritik. Sie betrifft nicht nur die ferne Hierarchie in Rom oder die weniger ferne im hiesigen Bischofspalais. Nein, sie hat auch die Ortsgemeinde erfaßt: Die Kirche ist zu kalt, die Bänke knarzen und sind unbequem, der Christbaum steht schief. Die Predigt ist zu lang oder geht über uninteressante Themen. Der Chor singt falsch, die Orgel spielt zu langsam. Der Pfarrer ist aus Preußen und kümmert sich zu sehr um die am Rand Stehenden und zu wenig um die eigentliche Gemeinde. Der Pfarrgemeinderat schläft und besteht nur aus Ja-Sagern. Das Pfarrheim ist schlecht organisiert und wenig gepflegt. Der Pfarrbrief enthält nur Schmarrn. Es wird zu viel gefeiert und zu wenig gebetet. In der Gemeinde haben nur CSU-nahe Positionen eine Chance. In puncto Umwelt, Dritte Welt und Friedensaktivitäten rührt sich nichts. In der Pfarrjugend ist nichts los. Die Fronleichnamprozession ist in Obermenzing ein alter Hut und findet zu einem unmöglichen Termin statt. Und so weiter und so weiter.

Man müßte wirklich einmal einen Tag der Kritik in der Gemeinde einführen. Der Pfarrsaal dürfte kaum ausreichen, um alle Kritiker zu fassen. Aber wahrscheinlich wird auch diese Veranstaltung so stark kritisiert, daß sie gar nicht zustandekommt.

Peter Igl

N.B.: Ich weiß auch, warum so gerne kritisiert wird. Weil sich nichts ändert. Würde jede Kritik sofort umgesetzt, dann würde sich kaum mehr einer trauen zu kritisieren. Denn es soll sich ja nichts ändern. Sonst hätte man ja nichts mehr zu kritisieren.

Weitermachen oder aufhören?

3. Sommer 91

Kein Blatt vor den Mund:



Weitermachen oder aufhören?

Ist es Ihnen auch schon einmal so ergangen wie mir: Ich habe jemandem beiläufig erzählt, daß ich am Sonntag in der Kirche war, und dann ging's los!

Der Bekannte klärte mich auf: „Mich sehen die schon lange nicht mehr. Mit der Kirche kann ich nichts anfangen. Daß Sie das aushalten (damit meinte er mich)! Sie sind doch ein halbwegs vernünftiger Mensch (Danke). Wie können Sie die Haltung des Papstes zum Zölibat und zur Geburtenkontrolle unterstützen! Wie können Sie den Stillstand bei der Ökumene hinnehmen!“ Und dann die Reisen des Papstes: „Wie halten Sie das nur aus, daß er in einem der ärmsten Länder Afrikas ein Größenwahnsinniges Kirchenprojekt einweihet! Ganz zu schweigen von den Bischofsernennungen in Österreich, der Schweiz und Deutschland, wo sich der Vatikan nicht nur über die Ortskirche hinwegsetzt, sondern auch Bestimmungen von Konkordaten bricht! Und schließlich das Thema Caritas. Das schlägt doch dem Faß die Krone ins Gesicht!“

Nach solchen Äußerungen stehe ich dann wie ein begossener Pudel da. Ja, sage ich, unter vielem leide ich auch, und zwar ganz entsetzlich. Vor allem, weil ich wenig dagegen tun kann. Aber dort, wo ich etwas tun kann, da engagiere ich mich – und das ist die Gemeinde. Wenn die nicht wäre, hätte ich vielleicht auch schon aufgegeben. Und dann erzähle ich, was mir an unserer Gemeinde gefällt: viele gute, aufgeschlossene Menschen, Freunde, die mir helfen, den gemeinsamen Weg zu gehen; ein Pfarrer, der versucht, auf die Bedürfnisse der Leute einzugehen und individuelle Lösungen für Probleme zu finden; Gottesdienste, in denen ich Hoffnung, Trost, Geborgenheit und Freude erfahre; die Weitergabe des Glaubens, die mit großem Ernst und mit beträchtlicher Intensität betrieben wird ...

Und wenn ich so von der Gemeinde schwärme, wird mir klar, daß zwar ich sie so erlebe, aber viele eben nicht, die mehr am Rande stehen. Und dann begreife ich, daß es für diese Menschen besonders schwierig ist, die Kirche von heute zu ertragen.

Peter Igl

Pfarrleben nur für Kinder und alte Leute?

4. Herbst 91

Kein Blatt vor den Mund:



Pfarrleben nur für Kinder und alte Leute?

Diesmal möchte ich mich von Anfang an absichern, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen: Die Ähnlichkeit mit lebenden Personen ist rein zufällig und überhaupt nicht beabsichtigt. Und die Beobachtungen stammen auch nicht von hier, sondern aus der Pfarrei XY. So!

Nun aber zur Sache. Ist Ihnen nicht auch schon aufgefallen, daß manche Leute, die Sie schon lange kennen, plötzlich in der Kirche auftauchen, wenn ihr Kind Erstkommunion hat? Vorher waren sie nie da, man hätte schon annehmen können, daß sie gar nicht katholisch sind. Dann sieht man sie über einige Jahre regelmäßig bei allen Gelegenheiten, kirchlichen und weltlichen Festen. Und auf einmal, wenn das Kind in die Pubertät kommt, bleiben mit dem Kind (oder den Kindern) auch die Eltern weg.

Ich habe mich schon oft nach dem Grund dafür gefragt und finde eigentlich nur eine Antwort: viele Eltern kommen wegen der Kinder in die Gemeinde. Wenn die Kinderangebote beginnen, tauchen so etwa ab der 2./3. Klasse die Familien auf. Wenn der Kirchgang für die Kinder nicht mehr selbstverständlich ist, etwa im Firmalter, bleiben auch die Familien weg. Bei nur einem Kind ergibt das eine Teilnahmedauer von fünf bis sechs Jahren; bei mehreren Kindern ist es entsprechend mehr. Das führt dazu, daß wir im pfarrlichen Leben überwiegend Familien mit Kindern bis ca. 15 Jahren haben – und alte Leute. Alles andere sind Ausnahmen (Sie zum Beispiel, lieber Leser, und natürlich ich).

Was tun? Das ist schwierig. Ich schlage zunächst einmal Bewußtseinsbildung vor. Wenn man Eltern mit großen Kindern fragt, warum sie nicht mehr kommen, so wird einem häufig geantwortet: Es ist nichts mehr los in der Pfarrei. In Wirklichkeit wird ziemlich genau das angeboten, was man auch schon früher angeboten hat. Aber es ist nicht mehr so attraktiv, weil die Kinder nicht mehr dabei sind, und für die Erwachsenen allein ist es halt doch nicht das Richtige. Wenn man diesen Zusammenhang einmal erkannt hat, dann ist man vielleicht auch bereit, zu Veranstaltungen für "ältere Ehepaare" zu kommen oder sie sogar mitzugestalten. Und das nicht nur in der Pfarrei XY, sondern auch bei uns in Obermenzing.

Peter Igl

Ernsthaftigkeit contra Geselligkeit?

5. Advent 91

Kein Blatt vor den Mund:



Ernsthaftigkeit contra Geselligkeit?

Wegen des Golfkrieges ist der Fasching heuer praktisch ausgefallen. Der Pfarrfasching hätte allerdings sowieso nicht stattgefunden. Der Pfarrgemeinderat hatte sich wegen ständig sinkender Besucherzahl schon vorher entschlossen, keinen Ball mehr durchzuführen.

Wie gibt's denn das? Der Fasching ist doch eigentlich eine "kirchliche Erfindung": vor der Fastenzeit, in der vieles - auch der Tanz - verbannt war, durfte man sich noch einmal richtig austoben. Und heute? Will sich keiner mehr austoben? Haben wir in unserer Gemeinde nur noch ernsthafte Leute, die nicht tanzen und sich freuen wollen?

Es sieht zumindest so aus. Aber das ist wohl nur eine der möglichen Erklärungen. In der Bibel findet sich eine Stelle, in der es heißt: Es gibt eine Zeit zu trauern und eine Zeit, fröhlich zu sein. Oder anders ausgedrückt: Es gibt eine Zeit der Not und eine Zeit der Fülle, eine Zeit des Verzichtens und eine Zeit des Habens. Wir haben in unserem Land aber eigentlich zu jeder Zeit fast alles, was wir gerne möchten. Wir können im Winter frische Erdbeeren essen und im Sommer Skifahren. Pervers!

Und hier liegt wohl der Kern des Problems. Wir können uns nicht mehr richtig freuen, weil wir vorher nicht verzichtet haben. Und die Freude verliert sich, wenn man immer alles hat. Wer kann noch mit Lust essen, wenn er bereits satt ist? Ich nicht.

Ich bin jedenfalls im Advent für die leisen Töne. Ab Dreikönig darf's dann wieder lauter und lustiger werden. Auch das Tanzbein möchte ich dann schwingen. Machen Sie mit?

Peter Igl

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

Samstag, 21. Dezember, 19.00 Uhr, St. Wolfgang

HEILIGE NACHT

von Ludwig Thoma

mit den Menzinger Sängern

Sprecher: Andreas Koch

Eintritt frei!

☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆☆

Wie lange soll ein Gottesdienst dauern?

6. Fastenzeit 92

Kein Blatt vor den Mund:



Wie lange soll ein Gottesdienst dauern?

Manch einem kann's natürlich nicht kurz genug sein. Ich aber halte unsere Sonntagsgottesdienste mit ca. 50 Minuten Dauer gut aus. Als Ministrant habe ich noch sogenannte Stille Messen (ohne wesentliche Beteiligung der Gemeinde, ohne Predigt und Lieder) erlebt, die in einer Rekordzeit von 15 Minuten gehalten wurden. Da würde ich mich heute fragen, ob sich der Weg zur Kirche überhaupt rentiert hätte.

Von den orthodoxen Gottesdiensten weiß man, daß sie oft drei Stunden dauern. Da bekäme ich sicher gewisse Probleme. Die haben offenbar auch manche orthodoxe Gläubige. Griechenlandurlauber berichten, daß viele während des Gottesdienstes die Kirche verlassen und erst nach einiger Zeit wiederkommen.

Wichtiger als die Dauer ist für mich, daß der Gottesdienst würdig und intensiv gefeiert wird, und daß er mich anspricht. Wenn ich damit rechnen kann, daß der Gottesdienst länger dauert, dann halte ich auch einmal 1 1/2 Stunden aus. Das ist zum Beispiel bei großen Orchestermessen der Fall. Das weiß ich aber vorher und kann mich darauf einrichten. Auch bei der Feier der Osternacht weiß ich das. Wegen der vielen eindringlichen Zeichen - vom Osterfeuer über die Taufe bis zur Speisenweihe - werden mir die ca. 2 1/2 Stunden auch nicht zu lange, vor allem wenn ich einen Sitzplatz habe.

Damit sie aber nun nicht den Eindruck haben, daß ich einer bin, der alles klaglos erduldet, will ich Ihnen auch sagen, wann ich unruhig werde und auf meinem Platz hin- und herrutsche:

- * wenn ich mit einem Gottesdienst von normaler Länge rechne, aber nach 1 1/2 Stunden vorzeitig die Kirche verlassen muß, weil sonst der Braten zu Hause anbrennt (vormittags) oder ich nicht mehr rechtzeitig ins Konzert komme (abends);
- * wenn ein Gottesdienst speziell für Kinder und / oder alte Leute gedacht ist, jedoch eher länger dauert als üblich;
- * wenn ich mir zwei Predigten anhören muß: eine kürzere am Beginn des Gottesdienstes und eine längere an der üblichen Stelle.

Insgesamt aber habe ich den Eindruck, daß unsere Gottesdienste mit großem Aufwand vorbereitet und mit starkem Engagement gehalten werden, was man den dafür Verantwortlichen auch gelegentlich sagen sollte. Das merke ich vor allem im Urlaub, wenn mir die Obermenzinger Gottesdienste oft sehr abgehen.

Peter Igl

7. Sommer 92

Kein Blatt vor den Mund:

Frauen in der Gemeinde

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Lebendigkeit unserer Gemeinde hängt ganz entschieden von den Frauen ab, die sich für sie engagieren. Oder noch deutlicher ausgedrückt: Ohne Frauen läuft bei uns gar nichts.

Das läßt sich durch viele Beispiele belegen. Bei uns predigen - wenigstens gelegentlich - auch Frauen. Sie sind als Lektoren und Kommunionausteiler tätig. Kindergottesdienste liegen ausschließlich in Frauenhänden. Den schulischen Religionsunterricht sowie die Kommunion- und Firmgruppen halten in der Regel Frauen. Auch bei den Ministranten sind die Mädchen in der Überzahl. Beim Kirchenchor verlieren sich die paar Männer fast. Im Pfarrgemeinderat haben wir durch eine gezielte Personalpolitik noch ein ungefähr ausgewogenes Verhältnis. Nur die Kirchenverwaltung fällt total aus dem Rahmen: Hier sind die Männer wie in Urzeiten ganz unter sich.

Warum führe ich das alles auf? Um den Nachweis zu erbringen, wie unverzichtbar die Frauen für unsere Gemeinde sind. Und da sie auch den Hauptteil der Kirchgänger stellen, hätte ein Auszug der Frauen aus der Gemeinde verheerende Folgen.

Wir sollten unsere Frauen also hätscheln und pflegen, nicht nur in der Gemeinde, auch in der gesamten Kirche. Dort haben sie nämlich nur relativ wenig Rechte, und das, was sie errungen haben, möchte man ihnen da und dort bereits wieder streitig machen (z.B. den Pastoralassistentinnen- und Ministrantinnendienst).

Wir haben in unserer Gemeinde - Gott sei Dank - viele engagierte Frauen. Ein Großteil von ihnen ist meist aus familiären Gründen vorübergehend nicht berufstätig. Aber der Anteil derer, die rasch wieder in den Beruf zurückgehen, steigt ständig. Die "Nur-Hausfrau", die wegen der Familie jahrzehntelang zu Hause bleibt, stirbt bei uns allmählich aus. Für die Gemeinde heißt das aber, daß wir in Zukunft nicht mehr mit der bisherigen Zahl von Frauen rechnen können, die für die Gemeindegemeinschaft auch noch Zeit erübrigen. Manche Dienste und Vorhaben müssen wir vielleicht demnächst einschränken, es sei denn, es gelingt, die Männer wieder stärker heranzuziehen. Aber da ist wohl Skepsis angebracht, weil die Männer auch im kirchlichen Bereich gemerkt haben, wie bequem es ist, wenn die Frauen die Arbeit machen. Der Vorwurf, ich sei ein Nestbeschmutzer, wenn ich so auf die Herren der Schöpfung losgehe, trifft mich leider kaum: ich bin nämlich eine Jungfrau, wenigstens dem Sternzeichen nach.

Peter Igl



8. Herbst 92

Kein Blatt vor den Mund:

Leben wir auf einer Insel?

Wenn man in den Medien sieht, daß es um uns herum überall auf der Welt viel Not, Elend und Krieg gibt, dann leben wir sicher auf einer Insel.

An diese Art von Insel-Dasein denke ich hier aber nicht; - ich meine es vielmehr gemeindlich oder kirchlich. Auf den ersten Blick scheint es so, als hätte sich bei uns in den letzten 30 Jahren kaum etwas geändert. An den Hochfesten haben wir lateinische Orchestermessen und eine volle Kirche. An jedem Wochenende finden drei Vormittags- und zwei Abendmessen mit Predigten von deutschen Seelsorgern statt. In allen Filialkirchen sind regelmäßig Gottesdienste. Wir haben jährlich Firmung, natürlich auch Beichte und Erstkommunion, also alles wie in der sogenannten guten, alten Zeit. Oder vielleicht doch nicht?

In den letzten Jahren fallen die deutlich gesunkenen Zahlen bei den kirchlichen Trauungen auf (wogegen die Zahl der Taufen noch ziemlich hoch ist). Ein Teil der jüngeren Leute scheut die Eheschließung - nicht nur die kirchliche, auch die weltliche. Wir haben auch weniger Kirchenbesuch, wobei man hier sicher differenzieren muß: Die Leute bleiben zum Teil nicht einfach weg (das gibt es natürlich auch), sondern gehen eben nicht mehr jeden Sonntag, sondern vielleicht alle zwei Wochen in die Kirche. Daneben schwindet auch die Kirchlichkeit insgesamt. Vorträge über Glaubens Themen, zu denen vor 15 Jahren noch 200 (!) Besucher gekommen sind (z. B. bei Elmar Gruber), finden heute vergleichsweise wenig Interesse.

Die Großwetterlage - gefördert durch problematische Verlautbarungen der Zentrale in Rom - ist auch für unsere Gemeinde nicht gerade günstig. Der Wind bläst uns zur Zeit eher ins Gesicht als in den Rücken. Darüber geben auch die gestiegenen Austrittszahlen Aufschluß.

Es geht mir nicht ums Schwarzmalen. Ich möchte vielmehr darauf hinweisen, daß es auch bei uns nicht mehr lange so weitergehen kann, als wenn nichts geschehen wäre. Wir werden uns auch in Obermenzing darauf einrichten müssen, daß sich verschiedenes ändern wird und der kirchliche Service zurückgeht, z. B. die Zahl der Sonntagsgottesdienste. Heuer hatten wir im Frühjahr im Dekanat Menzing die Situation, daß in 5 von 9 Pfarreien die Pfarrer ausgefallen sind. Das war ein erstes Alarmzeichen. Zeichen dieser Art werden sich in den nächsten Jahren häufen, wenn kein Wunder geschieht - und darauf sollte man vielleicht nicht warten.

Peter Igl



Weihnachten – oh je!

9. Advent 92



Weihnachten – oh je!

Graust's Ihnen auch schon so vor Weihnachten wie mir? Dabei ist der Geschenkstreß gar nicht das Schlimmste. Mein Mann hat da immer gute Ideen, die er schon das ganze Jahr über sammelt. Ich kann mich da voll auf ihn verlassen. Nur für ihn selber muß ich noch etwas kaufen und für meine Kollegen im Büro. Aber das ist zu schaffen.

Grausen tut's mir hingegen vor den Weihnachtsfeiern, auf die ich muß. Mein Betrieb und alle Vereine, in denen ich bin: jeder hält eine Feier ab. Da muß ich mir dann bei Kerzenschein rührselige Geschichten anhören aus der guten alten Zeit, als es noch arme Leute und richtige Winter gab. Dazu werden Punsch und Plätzchen gereicht, bis einem beides zum Hals heraushängt (Wurstbrote und Essiggurken wären mir ab der dritten Weihnachtsfeier viel lieber). Zwischendrin spielt eine Stubnmusi, die eigens für diesen Zweck zusammengetrommelt wird, besinnliche Stücke, die man schon längst von anderen Feiern her kennt. Bei besonders aufwendigen Abenden wird sogar noch von Gruppen gesungen. In den Liedern ist das Kind bereits geboren, die Hirten und auch die Heiligen Drei Könige sind schon da, obwohl es noch zwei Wochen bis Weihnachten sind. Aber das stört niemanden – bis auf mich.

Und dann erst noch an den Feiertagen die vielen guten Wünsche, bei denen sich kaum einer etwas denkt. Das ist so ähnlich, wie wenn einen die Leute fragen: Wie geht's? Wenn man dann sagt, wie es einem geht, will es keiner wissen. Manchmal habe ich mir schon gedacht, ich hänge mir an Weihnachten einfach ein Schild um mit der Aufschrift "Dankeschön, ebenfalls!", damit ich nicht hundertmal das gleiche antworten muß: Frohe Weihnachten oder so ähnlich.

Aber wahrscheinlich werde ich's heuer wieder nicht über's Herz bringen, auf Weihnachtsfeiern zu verzichten oder mir ein Schild mit meinen Weihnachtswünschen umzuhängen, weil mir sonst halt doch etwas fehlen würde.

Menzinger Adventsingen

am Sonntag 13.12., 17.00 Uhr in der Pfarrkirche Leiden Christi

Mitwirkende: Bogenhauser Dreigesang, Menzinger Sänger,
Bläserquintett, Pippinger Hausmusik, Chorgemeinschaft Leiden Christi

Eintritt frei !

Was ist denn mit der heutigen Jugend los?

10. Fastenzeit 93



Kein Blatt vor den Mund:

Was ist denn mit der heutigen Jugend los?

In letzter Zeit machen immer wieder Untersuchungen von sich reden, die uns wegen unserer Jugend in Sorge versetzen. Da heißt es zum Beispiel, daß in Deutschland – im Gegensatz etwa zu Frankreich und den USA – nur noch ein Drittel der Jugendlichen die Wertvorstellungen seiner Eltern teilt. Eine andere Studie geht dem Verhältnis der Jugendlichen zu Religion und Kirche nach. Und letztere hat dabei schlechte Karten: sie wird vor allem als undurchdringlicher Machtapparat erlebt. Auch der Glaube bedeutet für die Jugendlichen heute oft etwas anderes als für die Eltern und Großeltern. Sünde etwa ist für die Jugendlichen ein "Oma-Begriff". Jesus ist zwar "in", aber als faszinierender Mensch und Vorbild, nicht als Gottessohn.

Aber nicht der Verlust an religiösem Grundlagenwissen ist das Hauptproblem, sondern wie die Jugendlichen die Frage nach dem Lebenssinn beantworten. Zwar stehen bei neueren Untersuchungen Freundschaft, Liebe, Glück und Erfüllung im Beruf in der Skala ganz oben. Doch stellt man einen zunehmenden Trend zum Ich fest. In einer Vielzahl von verwirrenden Meinungen sieht der einzelne weithin nur noch sich selbst als Ziel. Verantwortung für andere zeigen häufig allenfalls noch kirchennahe Jugendliche.

Was also tun? Über die sogenannte Schlechtigkeit der Jugend jammern? Das wird seit über 3000 Jahren schon – es gibt interessante Beispiele dafür aus Babylon, Ägypten und Griechenland – ohne großen Erfolg praktiziert. Was dann? Die Kirche muß mehr als bisher dem einzelnen Antwort für seinen Alltag bieten. Wir dürfen die Erklärung der Welt nicht den Sozialwissenschaftlern und Psychologen allein überlassen. Zum anderen ist gerade in der Arbeit mit Jugendlichen das Beispiel, das Vorbild wichtig. Der Glaube muß für Jugendliche erlebbar, sichtbar sein. Nur im persönlichen Vorbild gibt es eine Chance, daß die Kirche überlebt. Und das gilt für Obermenzing genauso wie anderswo. Also, versuchen wir glaubwürdig zu leben. Das dient uns und unserer Jugend.

Peter Igl

Impressum:

Redaktion: Alois Wuschek, Schrämelstraße 30, Telefon 83 18 60
Peter Igl, Rudi Klemm, Christian Spannagl

Satz und Druck: Ingrid und Klaus Stürmer, Alte Allee 53, 8000 München 60
Der nächste Pfarrbrief erscheint zu Pfingsten. Beiträge und Meinungsäußerungen bitte bis 25. April 1993 an die Redaktion.



11. Sommer 93

Kein Blatt vor dem Mund: Laien in der Gemeinde - Gschafthuber?

Wer sich in einer Gemeinde über längere Zeit betätigt, sieht sich immer wieder dem Vorwurf ausgesetzt, ein Gschafthuber zu sein. Was ist das eigentlich? Nach Duden ein (fast) unangenehm betriebsamer, wick-tigtuerischer Mensch. Jemand also, der überall gern mitmischt, sich in den Vordergrund drängt, viel Zeit hat, weil er sich in Beruf oder Familie schont, mehr herrschen als dienen will. Also eine Negativfigur.

Auf die in unserer Gemeinde tätigen Helfer trifft diese Beschreibung nur in den seltensten Fällen zu, vielleicht überhaupt nicht. Warum geistert der Begriff dann aber nach wie vor herum? Bis zu einem gewissen Grad wohl deshalb, damit man selber eine Ausrede hat, nichts tun zu müssen, denn mit einem Gschafthuber will man ja wirklich nichts zu schaffen haben.

Wenn man sich die Mühe macht – und der Pfarrgemeinderat hat das kürzlich getan, alle Helfer einmal zusammenzuzählen, dann macht das ca. 700 aus. Vielleicht haben wir sogar noch einige vergessen. Natürlich sind davon eine ganze Anzahl mehrfach tätig. Wenn man das berücksichtigt, bleiben immerhin noch 500 Personen. So vielen dankt der Pfarrer jährlich an Weihnachten in schriftlicher Form. Um damit rechtzeitig fertig zu sein, muß er da schon im Oktober anfangen.

Die Statistik führen dabei an: 110 Ministranten, 70 Pfarrbriefverteiler, 58 Kirchenchorsänger. Die kleinsten Gruppen sind: 4 Sterbebegleiter, 2 Betreuer für das Haus Bethanien, 1 Betreuer für die Obdachlosen im Turm.

Die Lebendigkeit einer Gemeinde zeigt sich in der Zahl derer, die aktiv mitarbeiten. Und davon können wir noch viele brauchen, allerdings möglichst keine Gschafthuber. Unter uns gesagt: eine funktionierende Gemeinde verkraftet sogar einige von dieser Sorte.

Peter Igl

Einladung zur Fronleichnamsprozession am Sonntag, 20. Juni

**Beginn 9.00 Uhr in der Pfarrkirche (bei jedem Wetter)
Gang zur Blütenburg (Fortsetzung des Gottesdienstes)
Prozession durch den Durchblick über Schirmerweg –
Feldkreuz – Wiese an der Meyerbeerstraße –
zurück zur Pfarrkirche**

12. Herbst 93

Kein Blatt vor den Mund:

Wie steht's mit unserer Gastfreundschaft?

Hand auf's Herz: Wann haben sie zum letzten Mal Gäste eingeladen, und zwar nicht Verwandte oder Bekannte, sondern Fremde? Wahrscheinlich ist das schon lange her.

Bei der Werbung von Quartieren für den evangelischen Kirchentag habe ich wieder gemerkt, wie schwierig es ist, bei uns Gäste unterzubringen. Die Obermenzinger (Münchner, Bayern, Deutsche?) geben zwar gerne Einladungen und tun sich dabei allerhand Arbeit auf, von den Kosten ganz zu schweigen. Aber es sind halt immer die gleichen Leute, die man einlädt, diejenigen, von denen man auch selber wieder eingeladen wird. Notfalls würde man die auch übernachten lassen, aber da macht man schon Abstriche.

Anderorts scheint das ein bißchen anders zu sein. Als heuer unser Kirchenchor mit 50 Leuten nach Dresden fuhr und in einer vergleichsweise kleinen Gemeinde untergebracht werden mußte, war das offenbar kein Problem. Neben einer ausgeprägten Gastfreundschaft gibt es dort anscheinend auch noch einen gewissen Pioniergeist. Man macht keine großen Umstände, stellt ins Wohnzimmer ein Klappbett oder legt eine Matratze hin — fertig. Bei uns hingegen...!? Suchen Sie einmal für 50 Leute in Obermenzing Quartiere — Sie werden Ihr blaues Wunder erleben!

Im Urlaub waren wir heuer ein paar Tage in der Slowakei. Wir waren beschämt von der Gastfreundschaft der Leute, die das wenige, das sie hatten, freudig mit uns geteilt haben. In Griechenland, der Türkei und anderen Ländern kann man ähnliche Erfahrungen machen.

Woher kommt der Rückgang der Gastfreundschaft bei uns? Ich denke in erster Linie durch die Lebensumstände. Wer täglich Kisten stemmt, bekommt kräftige Muskeln. Wer lange Zeit im Wohlstand lebt, wird leicht geizig und teilt nicht gern. Das betrifft nicht nur das Geld, sondern auch die verfügbare Zeit und die eigene Bequemlichkeit. Wenn man Gäste hat, dann kostet das eben Zeit und beeinträchtigt die Bequemlichkeit.

Bald stehen die nächsten Gäste vor der Tür, und es wird sich zeigen, ob wir die Gastfreundschaft, die wir selber immer wieder erfahren, weitergeben können.

Peter Igl



13. Advent 93

Kein Blatt vor den Mund:



Sonntag, Tag der Gemeinde!?

Ich wundere mich immer wieder, wenn sich Leute darüber beklagen, daß sie keine Kontakte zur Gemeinde bekommen – und dann sind sie am Wochenende in ihrem Ferienhäuschen oder in der Zweitwohnung. Zudem kehren sie von dort gelegentlich mit leisen Vorwürfen zurück, wie schön zum Beispiel in Lenggries die Palmprozession ist und daß wir in Obermenzing da halt leider nicht mithalten können.

Aber daran kommt man eben nicht vorbei: der Sonntag ist der Tag der Gemeinde. Und wer am Sonntag oder Feiertag nicht zum Gottesdienst kommt – der Vorabend zählt da natürlich mit, der kann die Gemeinde einfach nicht in ihrem vollen Umfang erleben. Veranstaltungen aller Art, auch Gottesdienste, während der Woche sind wichtig. Sie können aber den Sonntag nicht ersetzen. Nicht umsonst werden viele kirchlichen Feste an einem Sonntag gefeiert; an einem Wochentag, der nicht zum Feiertag erhoben ist, kommen sie kaum zur Geltung.

So ist es aus kirchlicher Sicht schon bedenklich, wenn in Zukunft die Sonntagsarbeit wieder zunehmen sollte. Nicht nur die Familien wären davon betroffen, auch die Gemeinden.

Ein schlauer Mensch hat einmal den Satz formuliert: Zum Glauben braucht man Freunde. Ganz abgesehen von der liturgisch-sakramentalen Bedeutung hat der Sonntagsgottesdienst diese Aufgabe der Stärkung des Glaubens. Da braucht man noch gar kein Wort miteinander wechseln; allein die Tatsache, daß der andere da ist, macht etwas aus.

Wir sind zur Zeit dabei, in unserer Gemeinde aus verschiedenen Gründen den Gottesdienst am Sonntagabend wieder aufzugeben. Ich bin darüber nicht traurig. Ich habe ihn nämlich nur selten besucht, weil er nie im selben Maße Gemeindegottesdienst war wie etwa die 10.30 Uhr-Messe. Vielmehr kam ich mir dabei oft so vor wie einer, der am Abend – also fast schon nachträglich – zum Geburtstag gratuliert. Aber das ist vielleicht nur die Meinung des

Peter Igl

.....
Bitte beachten Sie die geänderten Gottesdienstzeiten an den Festtagen und in der Ferienzeit!
.....

Wichtig wäre, daß sich die Eltern rechtzeitig über die Kindergottesdienste informieren und eben dorthin gehen. Wenn kein Kindergottesdienst ist, paßt vom Publikum und der Gestaltung her am ehesten die 10.30 Uhr-Messe.

Sind Kinder längere Zeit unruhig, könnte man sich wenigstens kurz, gerade im Sommer, wenn es wärmer ist, in der Kinderecke am Westausgang aufhalten. Und schlimmstenfalls muß man halt die Kirche verlassen, wenigstens zeitweise. Jedenfalls ist das meine Meinung. Und die Ihre?

Peter Igl

Asylbewerberunterkunft am Dreilingsweg

Seit Anfang Juni 1993 ist das Containerlager am Dreilingsweg bezogen; derzeit finden dort 256 Asylsuchende (ein Ehepaar mit Kind, ansonsten alleinstehende junge Männer) eine vorübergehende Unterkunft. Menschen aus 29 verschiedenen Nationen leben, abgeschnitten von ihren Familien und Freunden, hier auf engem Raum zusammen.

Sprachliche Verständigungsschwierigkeiten, unterschiedliche Lebensgewohnheiten und Gebräuche, Arbeitsverbot und Angst vor der ungewissen Zukunft bedrücken jeden einzelnen und erschweren das Miteinander.

Die Initiative GOA – **G**emeinsam **O**bermenzing **A**ubing – versucht hier, den Asylsuchenden beizustehen. Zusammen mit dem Sozialarbeiter der Caritas Hans Kaiser und dem Zivildienstleistenden Achim Link betreuen ehrenamtliche Helfer die Bewohner. Sie bieten deutsche Sprachkurse an, begleiten zu Behörden und Arztbesuchen und vermitteln bei Problemen aller Art.

Eine wichtige Einrichtung der GOA ist die wöchentlich stattfindende "Tee-stube". Hier treffen sich nicht nur die Bewohner untereinander; eingeladen sind besonders auch "Besucher von draußen".

Das gegenseitige Kennenlernen hilft Mißtrauen und Vorurteile abzubauen. Ein Miteinanderleben – wenn auch auf Distanz – ist möglich geworden. Ein Beispiel: Am Hl. Abend besuchten einige Asylbewerber gemeinsam mit Familien der Nachbarschaft die Christmette.

Die Misereoraktion 1994 heißt: "Im Fremden Gott begegnen!" Vielleicht bietet dieser Aufruf eine Möglichkeit, die eigenen festgelegten Grenzen zu überwinden, um füreinander – auch für Fremde – offen zu sein. Es lohnt sich!

Wer bei GOA mithelfen will, ist immer herzlich willkommen. Informationsmaterial liegt in der Kirche im Schriftenstand aus.

Irmtraud Eckl

14. Oktober 94

Kein Blatt vor den Mund:

Kinder im Gottesdienst



Sind wir in Obermenzing eine kinderfreundliche Gemeinde? Wenn man die Zahl der Kinder ansieht, die an den verschiedensten Veranstaltungen teilnehmen, dann kann man diese Frage sicher bejahen. Zum Martinszug, zur Kindermesse, zu den übrigen Kindergottesdiensten und letztes Jahr auch zur Fronleichnamprozession kommen Scharen von Kindern. Und sie sind dort gern gesehen.

Auch wenn die Kinder bei der Sonntagsmesse – vom Kindergottesdienst im Pfarrheim kommend – zur Gabenbereitung oder zum Vaterunser in die Pfarrkirche einziehen, werden sie von der Gemeinde freudig erwartet. Erst kürzlich hat mir ein älterer Herr gesagt, es gehe ihm wirklich etwas ab, wenn die Kinder einmal nicht kommen. Ich finde auch, daß man mit dieser Form eine nahezu ideale Verbindung zwischen dem Anspruch der Kinder auf einen kindgemäßen Gottesdienst (im Pfarrheim) und dem ebenfalls notwendigen Bezug zur Erwachsenengemeinde (in der Pfarrkirche) gefunden hat. So weit, so gut!

Die Probleme kommen aber dann zum Vorschein, wenn Kinder mit ihren Eltern oder Großeltern einen normalen Gemeindegottesdienst besuchen und nicht erst gegen Ende dazustoßen. Kleine Kinder halten sich dabei eben in der Regel nicht immer still. Über die Art der Geräusche brauche ich mich nicht weiter zu verbreiten, die kennt jeder. Das reicht vom Flüstern während der Predigt (Papi, hörst du auch wieder auf?) über gelegentliches Trällern bis hin zu minutenlangem Schlagen an die Kirchenbank und zu markerschütterndem Schreien. Einzelne kürzere Ausbrüche nehmen die Kirchenbesucher zumeist gelassen hin, vor allem wenn sie sehen, daß sich die Begleitpersonen bemühen, wieder etwas Ruhe herzustellen. Wenn man aber wegen eines Störsenders von beträchtlicher Dauerlautstärke der Predigt nicht mehr folgen kann, dann ist für die meisten die Reizschwelle überschritten. In der Tat kann ein solcher Schreihals einen ganzen Gottesdienst "schmeißen".

Was kann man tun? Ich glaube nicht, daß man durch Gewöhnung an derlei Lärm die Toleranzbereitschaft der durchschnittlichen Kirchenbesucher weiter steigern kann, im Gegenteil. Auch vom Pfarrer oder Prediger kann man nicht erwarten, daß er vom Ambo oder vom Altar aus um mehr Ruhe bittet. Vielleicht täte er es manchmal ganz gern, traut sich aber nicht, weil er fürchten muß, daß das Kind samt Eltern vielleicht nie mehr in der Kirche auftaucht.

15. Januar 94

Kein Blatt vor den Mund:

Wie hätten Sie denn gern die Predigt?



Mancher hält es vielleicht mit dem Motto: Ein Pfarrer kann predigen über was er will, nur nicht über zehn Minuten. Von der Länge her halte ich diese Ansicht durchaus für richtig, denn wer kann heute noch wirklich mehr als zehn Minuten konzentriert zuhören. Ich ertappe mich jedenfalls immer wieder dabei, daß meine Gedanken während der Predigt vom eigentlichen Thema abirren.

Aber die Dauer der Predigt kann doch wohl nicht allein ausschlaggebend sein. Der Inhalt ist mindestens genauso wichtig. Und da gehen die Meinungen schon weit auseinander. Die einen erwarten eine exegetische, also eng am Bibeltext orientierte Auslegung des Evangeliums. Andere halten es mehr mit einer Anwendung der Botschaft Jesu auf ihr eigenes Leben. Wieder andere hätten gerne eine Anregung und Gelegenheit zur Meditation, wogegen gelegentlich vielleicht auch eine Geißelung gesellschaftlicher Mißstände in der Predigt gefordert wird.

Wir haben in unserer Gemeinde durch eine relativ große Zahl von Predigern eine erfreuliche Abwechslung in bezug auf Stil und Inhalt der Ansprachen. Unser Pfarrer hat am diesjährigen Passionssonntag eine bisher in Obermenzing weitgehend unbekannte Predigtvariante eingeführt, indem er nämlich eine Brauchtumsveranstaltung an Maßstäben des Evangeliums und der christlichen Tradition gemessen hat. Diese Form der Predigt hat in unserer Gemeinde überwiegend Zustimmung gefunden, natürlich nicht von allen Seiten. Und sie hat etwas Sinnvolles bewirkt. Wie schön, wenn man das von anderen Predigten auch sagen könnte. Einige Spannungen sind durch diese Predigt allerdings entstanden. Ich wünsche mir, daß sie durch gute Gespräche wieder abgebaut werden können.

Peter Igl

Pfarrgemeinderatswahl

Der am 23./24. April gewählte Pfarrgemeinderat hat sich inzwischen konstituiert. Der Vorstand besteht neben dem Pfarrer aus

Dr. Peter Igl (Vorsitzender)
Elisabeth Maier (Stellvertreterin)
Irmtraud Huber-Menrad (Schriftführerin).

Die übrigen Mitglieder mit ihren Arbeitsschwerpunkten stellen wir Ihnen im nächsten Pfarrbrief vor.

16. Advent 94

Kein Blatt vor den Mund:



Mitbestimmung in der Pfarrgemeinde

Häufig hört man auch in unserer Gemeinde Kritik an Rom und den Bischöfen. Und im gleichen Atemzug wird hinzugefügt: Die sollten sich endlich einmal an dem orientieren, was die Gläubigen in ihrer überwiegenden Mehrheit denken, z.B. zum Zölibat, zur Geburtenkontrolle, zum Umgang mit dem Geld in der Kirche, zu Fragen der Ökumene.

Das heißt, die Leute würden gerne über den Kurs der Kirche mitbestimmen. Bis jetzt sperrt sich die Amtskirche aber weitgehend gegen eine solche Mitbestimmung; man hat sogar manchmal den Eindruck, als würde Rom nicht einmal die Bischöfe zu solchen wesentlichen Dingen hören.

In unseren Gemeinden hingegen gibt es bei den Fragen, die dort zu entscheiden sind, viel eher die Möglichkeit der Mitbestimmung. Da ist zunächst an den Pfarrgemeinderat zu denken und an die Kirchenverwaltung, die heuer im Superwahljahr auch noch gewählt wird, und zwar am 6. November. Aber die Bereitschaft zur Kandidatur (nur 20 PGR-Kandidaten bei 14 zu wählenden!) sowie die Beteiligung an solchen Wahlen hält sich in Grenzen (ca. ein Drittel der Kirchgänger!)

und kann sich überhaupt nicht mit der Beteiligung an politischen Wahlen messen. Wenn man Leute fragt, die nicht gewählt haben, bekommt man gerne zur Antwort: Ach, die machen doch nur, was der Pfarrer will – oder: Das ist immer der gleiche Klüngel, gegen den ein einzelner nicht ankann. Ich will gar nicht behaupten, daß solche Dinge völlig aus der Luft gegriffen sind. Auch Pfarrgemeinderat und Kirchenverwaltung samt Pfarrer müssen wohl noch in puncto Mitbestimmung dazulernen. Beispielsweise haben die Gremien bei der Festlegung des Programms für den Pfarrheim- und -ausbau gar nicht daran gedacht, die Gemeinde zu beteiligen, sie wurde lediglich im Pfarrbrief informiert.

Aber auch die Gemeinde muß sich in der Bereitschaft zu Mitbestimmung weiterentwickeln. Sonst könnte es wohl kaum passieren, daß bei einer Veranstaltung, in der über die geplante Kirchenrenovierung gesprochen wurde, nur ca. 20 Teilnehmer anwesend waren. Und etwa die Hälfte davon waren als Mitglieder der Gremien gewissermaßen "beruflich" mit von der Partie. Klopfen wir also alle an die Brust. Vielleicht wird's dann besser.

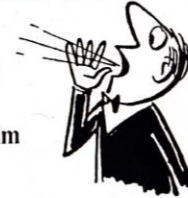
Peter Igl



Maus Theo konnt' es kaum erwarten, als Gast nach Afrika zu starten, am meisten hat es ihn verblüfft, daß er 'ne schwarze Kirchenmaus trifft.

17. Advent 94

Kein Blatt vor den Mund:



Musik und Gesang im Gottesdienst

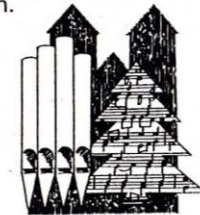
Wer singt, betet doppelt, sagt ein alter Spruch.

Bei uns ist der aber anscheinend nicht sonderlich bekannt. Wenn man sich nämlich während der Kirchenlieder unauffällig etwas umschaut, dann sieht man nicht gerade erdrückend viele, die ihre Lippen rhythmisch bewegen. Halt! Dieses Urteil ist aber doch ein wenig zu pauschal. Es gibt schon Bankreihen, in denen kräftig mitgesungen wird, und die sind vorwiegend in der vorderen Kirchenhälfte zu finden. Wer sich in der hinteren Hälfte auf die Suche macht, entdeckt freilich nur relativ wenige Sänger. Der Altardienst geht hier auch nicht gerade mit gutem Beispiel voran. Kaum einer hat das Gotteslob zum Mitsingen parat, und auswendig geht halt oft nach der ersten Strophe nichts mehr. Auch für den Kirchengesang gilt offenbar das Wort: Die Deutschen sind das Volk der Ein-Strophen-Sänger. Danach wird – mangels Text – auf la-la-la umgeschaltet, was bei den Kirchenliedern aber meist unterbleibt, weil es doch als nicht ganz schicklich angesehen wird.

Im Gegensatz zum etwas mageren Gemeindegesang ist bei uns die Musik im Gottesdienst recht gut entwickelt. Die Organisten können sich

durchaus sehen oder besser hören lassen. Und die Orchestermessen gehören zu den musikalischen Glanzpunkten in unserem Gemeindeleben, auf die ich nicht verzichten möchte. Aber da sind – abgesehen von unserem vorzüglichen Kirchenchor – fast ausschließlich Profis am Werk, die mit der Gemeinde sonst meist nichts zu tun haben. Und da setzt meine Kritik an. Nicht nur wegen der erheblichen finanziellen Mittel, die dafür kaum mehr aufzutreiben sind, sondern auch wegen der musikalischen Talente, die in unserer Gemeinde schlummern, sollte man versuchen, Laienmusiker von hier einzubauen. Der "man" ist unser Kirchenmusiker, und er plant schon in diese Richtung. Hoffentlich findet er die Leute, die er braucht.

Noch ein Wort zur musikalischen Stilrichtung im Gottesdienst. Die ist – und ich sage das ganz offen – für mich nur von zweitrangiger Bedeutung. Ich finde eine Orchestermesse im Gottesdienst schön, aber ich möchte nicht völlig zur Passivität verurteilt sein, sondern mich mit einigen Liedern und Gebeten aktiv einbringen. Das ist bei uns ja auch in der Regel der Fall. Stilreinheit ist bei einem Kirchenkonzert außerhalb der Messe möglich und sinnvoll. Das meint jedenfalls der Musikfan.



Peter Igl

18. Februar 95

Kein Blatt vor den Mund: Individualismus contra Gemeindesinn



Jetzt fängt der auch noch damit an, werden Sie vielleicht sagen. Und: Ich kann's schon gar nicht mehr hören, das Gerede um die Streichung des Buß- und Bettages, wodurch die Pflegeversicherung finanziert werden soll.

Ich fange aber doch noch einmal damit an. Abgesehen davon, daß es unfair ist, den einzigen evangelischen Feiertag zu streichen: Es kann einem nämlich meines Erachtens nicht egal sein, ob ein Feiertag oder ein Urlaubstag gekappt wird. Ich bin mit Urlaub eindeutig für die Kürzung des Urlaubs, wenn schon ein Opfer gebracht werden muß. Wenn nämlich alle gleichzeitig freihaben, dann kann so ein Tag – zum Beispiel der Buß- und Bettag – in der Gesellschaft eine bestimmte Ausprägung erhalten, dann können Veranstaltungen für viele unter einer bestimmten Thematik abgehalten werden (auch wenn sich nicht alle beteiligen). Einen Urlaubstag hingegen kann ich nehmen, wann ich will. Dann haben die einen eben frei, die anderen nicht. Größere Gemeinsamkeiten – über die Familie hinaus – sind dann nicht möglich. Stellen Sie sich im Extremfall einmal vor: Jeder feiert Weihnachten an irgendeinem Tag, an dem er gerade Urlaub hat. Das Fest in seiner heutigen Form wäre

dahin! So verringert also die Streichung von Feiertagen mögliche Gemeinsamkeiten, der Verzicht auf die Streichung von Urlaubstagen hingegen läßt die individuelle Lebensgestaltung unbehelligt.

Dabei müßte dem allgemeinen Trend zum Individualismus eher entgegen gesteuert werden. Beispiele für sein Vordringen gibt es genügend, auch im christlich-kirchlichen Bereich. In katholischen Gegenden war es früher üblich, den Namenstag mehr zu feiern als den Geburtstag. Ich behaupte, daß der Namenstag einen eher gemeinschaftlichen Charakter, der Geburtstag hingegen einen eher individualistischen hat. Ich erinnere mich noch an Namenstagsfeste in meiner Kindheit, wo mehrere zusammen den Josefitag (19.3.) begingen, den Johannitag (24.6.) oder Mariä Namen (12.9.). Heute ist das weithin ausgestorben. Und das ist wohl kein Zufall.

Oder wenn ich an die Anfangsjahre meiner pfarrlichen Aktivitäten im Familienkreis denke, da sind öfter Leute auf uns zugekommen und haben gesagt: Mir gefällt der Laden. Wo kann ich mich nützlich machen? Wie kann ich euch helfen? Heute muß man in der Regel den Leuten nachlaufen, und dann fragen sie: Was bringt mir das? Was habe ich davon? Und wenn man keine überzeugende Antwort parat hat, hat man verspielt.

Also: Wenn schon auf Freizeit verzichtet werden muß, dann doch lieber weniger Urlaub als weniger Feiertage, oder?

Peter Igl

19. Sommer 95

Kein Blatt vor den Mund: Von wegen gute alte Bräuche!



Wir sind bei uns mit Recht stolz auf viele schöne Bräuche, die sich bis in die heutige Zeit erhalten haben. Sie führen uns nämlich in sinnfälliger Weise immer wieder wichtige Zusammenhänge des Lebens, auch des Glaubens, vor Augen. Deshalb wurden in Obermenzing beispielsweise vor gut 20 Jahren das Palm-buschenbinden und der Martinszug der Kinder mit Erfolg neu eingeführt. Ich freue mich auch darüber, daß es heuer nach 25 Jahren möglich war, die Fußwaschung am Gründonnerstag vorzunehmen. Offenbar ist das Verständnis für 'bildhaftes Tun bei uns wieder gewachsen.

Gerade deshalb habe ich für bestimmte sogenannte Bräuche keinerlei Verständnis. Hierzu gehört zum Beispiel das, was sich oft in der Nacht zum 1. Mai abspielt. Bei Sachbeschädigung hört für mich der Spaß auf. In eine ähnliche Richtung geht auch das Verhalten bestimmter Leute bei Polterabenden. Den Vogel schießen aber Cliquen von vermeintlichen Freunden ab, die die übrige Bevölkerung auf Schildern darauf hinweisen, daß in einem bestimmten Anwesen ("Büchsenmacherei") ein Mädchen zur Welt gekommen ist. Diese Art von

Männlichkeitswahn gehört schleunigst abgeschafft. Man müßte sie als Diskriminierung der Frauen eigentlich verbieten, so wie man seinerzeit wegen bestimmter Auswüchse das Haberfeldtreiben abgeschafft hat.

Entscheidendes Kriterium für Bräuche muß es meines Erachtens in der heutigen Zeit sein, ob in einem Brauch ein Sinn erkennbar ist oder verdeutlicht werden kann. Nur daß es einen Brauch schon seit langer Zeit gibt, das kann nicht der ausschlaggebende Gesichtspunkt sein. Ein neu eingeführter Brauch, der von den Leuten angenommen wird, hat daher durchaus seine Berechtigung. Heute weiß man beispielsweise ziemlich sicher, daß der Münchner Schächflertanz keineswegs aus der Pestzeit stammt, sondern im vergangenen Jahrhundert nach Vorbildern aus anderen Städten neu eingeführt wurde. Um ihn als echten alten Brauch zu legitimieren, hat man ihn nachträglich historisch untermauert. Trotz der fehlenden alten Wurzeln würde ich ihn aber heute nicht mehr abschaffen, weil er als Freudenbringer in der kalten Jahreszeit durchaus seinen Sinn hat und mit seinem gut hundertjährigen Bestand selbst schon wieder eine Tradition geworden ist.

Vielleicht gelingt es in den nächsten Jahren auch in Obermenzing, sinnvolle neue Bräuche anzusiedeln. Anregungen in dieser Richtung nimmt gerne entgegen

Peter Igl

Sakramente heute

20. Herbst 95

Kein Blatt vor den Mund:

Sakramente heute



Wer heute das kirchliche Leben aufmerksam verfolgt, kommt aus dem Staunen nicht heraus:

- ★ Da wird ein junges Paar am Samstag kirchlich getraut – selbstverständlich mit großem Pomp – und tritt am Montag gemeinsam aus der Kirche aus.
- ★ Da wollen junge Eltern ihr Kind taufen lassen, obwohl sie seit ihrer Trauung nicht mehr am Leben der Pfarrgemeinde teilgenommen haben, nicht einmal an den Sonntagsgottesdiensten. Ihre Begründung: Wir haben Anspruch auf diesen "Service", weil wir Kirchensteuer zahlen!
- ★ Da werden Kinder zur Erstkommunion angemeldet, die daheim keine Stütze (mehr) im Glauben finden, geschweige denn ein Vorbild. Kinder kommen allein zum Gottesdienst, während ihre Eltern daheim ausschlafen wollen oder zum Sportplatz "pilgern"!
- ★ Da kommt ein Pate mit seinem Firmling viel zu spät in den Gottesdienst, drängt sich an der Reihe der Wartenden vorbei zum firmenden Bischof – und verläßt unmittelbar danach samt Kind die Kirche!

- ★ Da ist einer vor Jahren aus der Kirche ausgetreten und stirbt. Nun wollen seine Angehörigen für den Verstorbenen ein kirchliches Begräbnis! ...

Die Beispiele könnte man leicht fortsetzen. Sie stammen zwar nicht aus unserer Gemeinde, könnten aber durchaus auch bei uns passieren. Vor allem von Trauungen in der Blütenburg wird gelegentlich Vergleichbares berichtet.

Was steckt hinter all dem? Vielen Menschen fehlt heute das rechte Verständnis der Sakramente. Im Religionsunterricht haben wir gelernt, daß sich im sichtbaren Zeichen des Sakramentes der unsichtbare Gott dem Menschen zuwendet. Der gläubende Mensch nimmt dieses Zeichen dankbar an. Es muß also beides zusammenkommen: Gottes Wirken und die Bereitschaft des Menschen.

Und an dieser Bereitschaft fehlt es wohl bei den obigen Beispielen. Heißt das, daß jeder einen "Glaubens-TÜV" über sich ergehen lassen muß, wenn er ein Sakrament empfangen will? So weit möchte ich nicht gehen, obwohl ich schon manchmal Anwandlungen in diese Richtung habe. Aber wie findet man sonst heraus, ob wenigstens ein zartes Glaubenspflänzchen und ein grundsätzliches Interesse vorhanden sind? Eine Möglichkeit ist die, sich in kleinen Gruppen unter Anleitung gemeinsam Gedanken darüber zu machen, was mir der Glaube bedeutet und warum ich eigentlich dieses Sakrament für mich, mein Kind,

Frauen gehen ihren Weg

meine Ehe – empfangen will. Erst wenn mir klar geworden ist, daß da mehr ist als Tradition, mehr als eine schöne Feier, mehr als ein Familienfest, erst dann ist es sinnvoll, den Wunsch in die Tat umzusetzen. Und hier sind Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit gefragt. Man kann seine Umgebung täuschen, manchmal auch sich selbst, aber ER läßt sich nicht täuschen.

"Frauen gehen ihren Weg"

In dem Frauenseminar des Münchner Bildungswerks geht es um die Fragen: Wie geht es mir in meiner Lebenssituation als Frau und Mutter? Was fehlt mir, was wünsche ich mir, welche Fähigkeiten habe ich? In Gesprächen, Spielen und Übungen wollen wir uns neu erfahren, anregen und ermutigen. Mit Hilfe der Gruppe wollen wir unsere Lebenseinstellungen und Verhaltensweisen überprüfen. Wir beleuchten anstehende Probleme von verschiedenen Seiten. Wir nehmen uns Zeit, verborgene Fähigkeiten und Kräfte zu entdecken, um den Alltag kreativ und lebendig zu gestalten. Das nächste Seminar umfaßt 6 Treffen (jeweils 2 Stunden) und kostet bei 7 – 9 Teilnehmern DM 8,- pro Teilnehmer.

Weitere Informationen und Anmeldung bei der Gruppenleiterin Renate Kneißl, Dipl. Psychologin, Tel. 830253

Und mit Bezug auf das jüngste Kreuzifixurteil des Bundesverfassungsgerichts möchte ich in diesem Zusammenhang nachfragen: Ist bei all denen, die sich über dieses Urteil ent-rüsten, das Kreuz mehr als ein Wohnungsschmuck? Wird noch darunter gebetet? Ist es Ausdruck des Glaubens? Ich fürchte, häufig nicht mehr.

Peter Igl

Blütenburger Kirchenmusik

Sonntag, 12. November, 17.00 Uhr
Stadtpfarrkirche "Leiden Christi"

GIUSEPPE VERDI MESSA DA REQUIEM

Ausführende:
Annegeer Stumphius – Sopran
Gudrun Wewezow – Mezzosopran
Kenneth Garrison – Tenor
Matthias Hüttenhofer – Baß
Chorgemeinschaft der
Stadtpfarrkirche Leiden Christi
Landsberger Oratorienchor
Nationales Tschechisches
Symphonieorchester
Leitung:
Robert Scheingraber

Kostenbeitrag DM 35,-
für Studenten ermäßigt DM 15,- nur an
der Abendkasse
Kartenvorverkauf: Hieber am Dom,
Kiosk Marienplatz UG,
Beck am Rathaus,
Foto Wiedemann (Verdistraße 60),
Musik & Buch, Bahnhofstraße, Gräfelfing

21. Winter 95

Kein Blatt vor den Mund:



Immer nur Bauerntheater!?

In diesen Wochen kann das Bauerntheater auf sein 20-jähriges Bestehen zurückblicken. Das ist fast ein Wunder, denn ich kenne – außer vielleicht der Fronleichnamprozession – kein anderes Vorhaben, das so starker Kritik aus der Gemeinde ausgesetzt ist wie das Bauerntheater.

Die Kritik richtet sich weniger auf die schauspielerischen Leistungen – das kommt gelegentlich auch vor. Hauptangriffspunkte sind die Stücke. Mit dem "Brandner Kaspar" und der "Pfungstorgel" war man zwar zufrieden, aber sonst wird uns häufig der geringe Tiefgang der Stücke vorgeworfen.

Wir behaupten nicht, daß unsere Stücke alle der obersten literarischen Kategorie angehören oder unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind. Sicher nicht! Aber ein bißchen Rechtfertigung möcht' schon sein.

Die meisten unserer Spieler haben außer dem Beruf noch alles mögliche am Hals. Für die Theaterproben ist daher nur eine relativ kurze Zeit im Jahr reserviert: 6 Wochen von Mitte September bis Ende Oktober. In ca. 15 Probenabenden muß das Ganze stehen. Das ist nur bei einfacheren

Stücken möglich. (Beim "Brandner Kaspar" haben wir bereits im März begonnen!)

Auch wenn das manche der Kritiker nicht glauben: Uns machen diese Stücke Freude – den Zuschauern offenbar auch, sonst hätten uns in diesen 20 Jahren nicht ca. 30 000 Gäste die Ehre gegeben.

Und die Freude einschließlich der Geselligkeit für Erwachsene wird in unserem Pfarrprogramm allmählich ein Auslaufmodell: Der Pfarrfasching ist gestorben, Tanzveranstaltungen gibt es kaum mehr, ebenso Bunte Abende oder ähnliches. Das ist ein Grund mehr, am Bauerntheater festzuhalten.

Wegen des Pfarrheimumbaus ist nächstes Jahr voraussichtlich Pause. Dann geht's auf der neuen Bühne hoffentlich wieder in alter Frische los. Und diese Bühne steht allen zur Verfügung, nicht nur dem Bauerntheater.

Peter Igl



22. Faschenszeit 96

Kein Blatt vor den Mund:



Stirbt das Fluchen aus?

In meiner Kinderzeit war das Fluchen noch weit verbreitet. Mein Großvater beispielsweise hat markerschütternd geflucht, wenn ihm der Holzstoß wieder eingefallen war, an dem er vorher stundenlang gearbeitet hatte. Auch mein Vater und meine Onkel haben ähnliches ausgestoßen, vor allem wenn ihnen handwerkliche Tätigkeiten mißlungen waren. Ich selber habe mich nahtlos in die Generationenfolge eingliedert, und in meinem Freundeskreis kenne ich noch einige, die sich kräftig mit Flüchen erleichtern, wenn sie sich etwa mit dem Hammer auf den Daumen hauen.

Die Pfarrer haben früher vor allem auf dem Land immer wieder von der Kanzel herab gegen das Fluchen gewettert, damals mit geringem Erfolg. Jetzt aber scheint es so, als würde es von alleine aussterben. Ich muß zum Beispiel krampfhaft nachdenken, wenn ich mich an eine Situation erinnern will, bei der jemand in meiner Gegenwart geflucht hat. Dann ist ja alles in Ordnung, könnte man sagen.

Nein, nicht ganz! Woher kam es denn, daß die Leute – übrigens überwiegend die Männer – relativ häufig geflucht haben? Weil sie als mehr oder weniger

regelmäßige Kirchgänger mit Ausdrücken wie Kruzifix, Sakrament, Halleluja und anderen ziemlich vertraut waren. Daher gingen ihnen solche Wörter in Situationen des Schmerzes, des Ärgers, der Überraschung leicht über die Lippen.

Für unsere Zeitgenossen sind viele Begriffe aus dem kirchlichen Bereich Fremdwörter geworden. Sie brauchen nur etwa zu fragen, was die Leute unter Sünde, Erlösung, Gnade oder Schöpfung verstehen – und Sie werden Ihr blaues Wunder erleben! In eine ähnliche Richtung geht ein Erlebnis, das wir vor einiger Zeit in den neuen Bundesländern hatten. Wir betraten eine Wohnung und sagten, wie wir das bei uns gewohnt sind: Grüß Gott! Da kam es uns – wie aus der Pistole geschossen – entgegen: Mit dem will ich nichts zu tun haben! So betrachtet, aber nur so, ist es eigentlich schade, daß das Fluchen abgekommen ist.

Peter Igl



23. Sommer 96

Kein Blatt vor den Mund:



Alles nur zum Caritas-Tarif

Die Ehrenamtlichen sind ins Gerede gekommen, und zwar nicht nur in unserer Kirche. Überall hat man Sorgen mit ihnen, beim Roten Kreuz, bei den technischen Hilfsdiensten wie Feuerwehr, THW und vielen anderen. Was ist nur los?

Ganz deutlich zeigt sich die Abnahme der Bereitschaft, sich in herkömmlichen Formen zu engagieren. Die ehrenamtlichen Helfer werden weniger, und die Zeit, für die man sich zur Verfügung stellt, wird kürzer. Auch die Motive ändern sich. Während ich vor 10 Jahren noch häufig gefragt wurde: Wo kann ich mich nützlich machen, wofür braucht ihr jemand?, heißt es heute eher: Was bringt es mir, was habe ich davon?

Die Ehrenamtlichen wollen oft auch nicht mehr nur Zuarbeiter von Hauptamtlichen sein. Sie streben vielmehr eigenverantwortliche Tätigkeiten an, auch in einer Pfarrgemeinde. Und sie wollen keine bloßen Befehlsempfänger sein, sondern informiert und an den Entscheidungen beteiligt werden.

Ohne Ehrenamtliche käme unsere pfarrliche Arbeit weitgehend zum Erliegen. Es ist daher in Zukunft erfor-

derlich, solche Mitarbeiter gezielt zu gewinnen, sie in ihre Arbeit einzuführen und sie zu begleiten, nicht damit alleinzulassen. Auch eine gewisse Fortbildung ist nötig. Schließlich ist auch die finanzielle Seite zu regeln. Bis jetzt wird stillschweigend erwartet, daß man die anfallenden Kosten selbst trägt. Die meisten Ehrenamtlichen schämen sich, für ihre Aufwendungen Geld zu verlangen. Caritas-Tarif eben, alles um Gotteslohn!

In unserer Kirche müssen wir uns ernsthaft um die Ehrenamtlichen kümmern, wenn wir unsere Arbeit wie bisher weiterführen wollen. Der schwierigste Punkt dabei ist meines Erachtens ihr Recht auf Information, Anhörung und Mitbestimmung. Wir müssen uns abgewöhnen, die Zustimmung von Ehrenamtlichen ungefragt vorauszusetzen. Wir haben keine Blankoschecks bekommen. Wahrscheinlich wird der Umgang mit Ehrenamtlichen in Zukunft schwieriger werden. Aber die Sache ist es wert, die Bemühungen zu verstärken.

Peter Igl

Der PGR veranstaltet am 09. November 1996 in unser Gemeinde einen "Tag der Ehrenamtlichen". Bitte merken Sie sich diesen Termin vor.

24. Winter 96

Kein Blatt vor den Mund:



Mögen Sie Bla - bla?

Wenn ich jemanden nach längerer Zeit mal wieder treffe, werde ich nach dem Gruß gelegentlich auch gefragt, wie es mir geht. Immer wieder bin ich dann so dumm und sage, wie es mir geht, was ich so mache und wo mich der Schuh drückt. Das will aber mein Gegenüber gar nicht wissen und geht sofort zur Tagesordnung über oder eilt davon. Die Frage "Wie geht es Ihnen/Dir?" ist also oft nur eine Floskel.

Ähnliches geschieht nach meiner Beobachtung auch mit dem schönen bayerischen Brauch, einem anderen mit "Grüß (Dich) Gott" zu begegnen. Ich erlebe es immer häufiger, dass dabei Gott weggelassen wird. Man sagt dann nur noch "Grüß Dich" und bemerkt vielleicht gar nicht, dass dabei Entscheidendes fehlt. Oder ist es doch mehr als eine Nachlässigkeit? Was heißt denn "Grüß Gott" eigentlich? Man kann das in zwei Richtungen verwenden. Einmal kann es bedeuten: Gott grüße Dich. Das heißt so viel wie: Gott grüßt dich durch mich, oder: ich wünsche dir die Begleitung Gottes. Der Gruß hat aber auch in der anderen Richtung einen Sinn. In dir grüße ich Gott, denn Du bist Gottes Geschöpf und trägst seinen Abglanz in dir. Ein schöner Gedanke, oder?

In meinem Büro ist es üblich, sich in der Zeit etwa zwischen 11 und 13 Uhr "Mahlzeit" zuzurufen, wenn man einander über den Weg läuft. Ursprünglich hat das wohl einmal "Gesegnete Mahlzeit" geheißen, aber auch hier ist Entscheidendes verlorengegangen. "Mahlzeit" alleine klingt schon ziemlich komisch, da könnte ich genauso gut "12 Uhr" oder "Mittag" sagen, aber das tut eben keiner. Da wäre es noch besser, "guten Appetit" zu wünschen oder "Lassen Sie sich's schmecken" – aber das ist noch nicht eingeführt.

Ich stehe auf dem Standpunkt, dass die Sprache das ausdrücken soll, was ich meine. Und wenn ich etwas nicht meine, dann sage ich das auch nicht. Wenigstens im allgemeinen. Aber keiner ist vollkommen. Deshalb traue ich mich, Sie mit vorzüglicher Hochachtung (die vielleicht gar nicht vorhanden ist) zu grüßen und Servus (obwohl ich überhaupt nicht Ihr Diener sein will) zu sagen.

Peter Igl

Bauerntheater in Obermenzing Samstag, 16. November 1996,

19.30 Uhr im Pfarrsaal

statt einer Theateraufführung
MENZINGER HOAGASCHT
mit der Obermenzinger Blasmusik, der Blütenburgler Hausmusik dem Obermenzinger Dreigesang und den Menzinger Sängern.
Eintrittskarten nur im Vorverkauf
Freitag, 08.11., 17.00 - 18.00 Uhr und
Samstag, 09.11., 10.00 - 11.00 Uhr
im Pfarrheim.

Zweierlei Maß beim Geldausgeben?

25. Frühjahr 97

Kein Blatt vor den Mund:



Zweierlei Maß beim Geldausgeben?

Wahrscheinlich wäre es besser, über dieses Thema aus dem Abstand von einigen Jahren zu schreiben. Dann könnte ich nämlich Beispiele nennen, ohne mich mit verschiedenen Leuten anzulegen. So aber muß ich sehr vorsichtig formulieren oder bewußt verfremden.

Kirche und vor allem Pfarrheim sind immer noch eine Baustelle. Wenn der Betrieb während der Bauzeit weiterlaufen soll, muß man Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen. Und Pannen gibt es auch, das weiß jeder Bauherr. Warum sollte dies bei kirchlichen Baumaßnahmen anders sein als im privaten Bereich? Bei einem Umbau unseres Hauses mußten die Maurer dreimal eine Wand abreißen und wieder neu aufziehen, weil es nie gestimmt hat. Ärgerlich, aber was soll's! Wenn so etwas aber beim Umbau des Pfarrheims passiert, dann spricht man wochenlang über nichts anderes als z. B. über die Mauer vor dem Pfarrhaus, die nachträglich in der Höhe reduziert wurde, und über die Verschleuderung von Kirchensteuermitteln (obwohl noch gar nicht betoniert war).

Der Umgang mit Geld ist überhaupt ein beliebtes Thema. So tauchte in den letzten Wochen häufig der Vorwurf auf, warum man den neuen Innenhof im Pfarrheimbereich geteert hätte, wo das doch nur ein Provisorium sei, das nach etwa einem Jahr durch eine endgültige Lösung ersetzt würde. Dazu ist zu sagen, daß in dieser Zeit Tausende von Füßen unsäglich viel Dreck in die neuen Räume tragen würden, wenn man alles ohne Teerdecke belassen hätte. Und es ist zu bezweifeln, daß die Kritiker des Teerbelags bereit gewesen wären, ein Jahr lang mitzuhelfen, die Zimmer und Gänge zu putzen. Schon lange tun wir uns schwer, für solche Arbeiten überhaupt Leute zu finden.

Nochmals zum Thema Geld: Wenn die Pfarrei eine Reise anbietet, die 1500 DM bis 2000 DM kostet, kann man häufig hören, daß man sich das nicht leisten könne. Dafür habe ich großes Verständnis, denn mir geht es gelegentlich auch so. Ich wundere mich dann nur, wenn die gleichen Leute bald darauf bei einer privat organisierten Reise fast das Doppelte ausgeben. An einem plötzlichen Geldregen kann das wohl nicht liegen, das hat andere Gründe.

Und noch einmal das liebe Geld: Ich will gewiß nicht alles rechtfertigen, was bei unserer derzeitigen Kirchenrenovierung gemacht wird. Aber unsere Kirchenverwaltung hat sich redlich bemüht, dabei mit dem

Zu 25.

Geld sparsam umzugehen. Dennoch gibt es – vom Innenanstrich einmal abgesehen, den eigentlich alle befürworten – kaum eine Maßnahme, die nicht herb kritisiert wird, angefangen von der neuen Heizung über die Erneuerung des Plattenbelags bis zur Verlegung der Sakramentssäule. Bei ihren eigenen Wohnungen legen die Kritiker hingegen zum Teil ganz andere Maßstäbe an. Das Beste ist gerade gut genug, und guterhaltene Möbel werden hinausgeworfen, um einer neuen Einrichtung Platz zu machen. Noch in der Barockzeit bauten die Menschen prächtige Kirchen und lebten oft in armseligen Hütten.

Heute scheint der Trend aber umgekehrt zu sein. Die Kirchen hätte man gerne bescheiden, sauber und ordentlich, aber nicht mehr. Dafür hat man den Luxus zu Hause. Halten Sie das für gut? Ich nicht.

Mit Grantlergruß
Peter Igl

P.S. Eventuelle Ähnlichkeiten mit hiesigen Personen sind rein zufällig und werden vom Verfasser strikt gelehnet.

Von unserer Bücherei



Wir bitten alle unsere lieben Leser, weiterhin Geduld zu haben. Im Frühling hoffen wir, wieder eröffnen zu können.

Ihr Bücherei Team

Die neuen Termine für unsere Kids



Wir spielen Bibel

Gemeinsam stellen wir Szenen aus dem Evangelium dar
Freitag, 07. März 1997,
17.00 Uhr im neuen Pfarrheim

Ausflug zu einer Marienkirche

Maiandacht und anschl. Grillen
Freitag, 09. Mai 1997,
17.00 Uhr ab Pfarrheim

Kreatives Malen

Wir malen wie wirkliche Künstler
Freitag, 27. Juni 1997,
17.00 Uhr im Pfarrheim

Wir freuen uns sehr, wenn Ihr wieder recht zahlreich kommt und auch Eure Freunde mitbringt!

Euer Kids-Team

26. Sommer / Herbst 97

Kein Blatt vor den Mund:



Grenzen des Engagements

Es ist klar, daß berufliche und familiäre Belastungen, auch Alter und Krankheit einen daran hindern können, sich in der Gemeinde zu engagieren.

Einen anderen Grund für begrenztes oder gar nicht stattfindendes Engagement findet man im „Kleinen Prinzen“ von Saint-Exupéry. Dort sagt der Fuchs: „Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast.“

Was hat das mit Engagement zu tun? Sehr viel! Man kann den Satz nämlich umdrehen: Was du dir nicht vertraut gemacht hast – dafür bist du auch nicht verantwortlich. Ich kenne eine Reihe von Leuten, die nach dieser Devise handeln. Persönliche Beziehungen zu Asylbewerbern oder Obdachlosen aufzubauen, das kommt nicht in Frage. Wenn man sie nämlich erst einmal kennt, dann kann man nicht mehr so leicht zurück. Also besser gleich die Finger davon lassen. Wir geben gelegentlich Kleider oder sogar Geld dafür, aber nicht mehr.

Ähnlich ist es auf dem Sektor internationaler Kontakte und Gemeindeparterschaften bestellt. Da fahren wir lieber erst gar nicht hin. Vor allem nehmen wir keine Einladungen in Privatquartiere an, denn man muß ja damit rechnen, daß der Besuch erwidert wird – und das wollen wir nicht. Wehret den Anfängen!

Über einen anderen Grund fehlenden Engagements zerbreche ich mir schon lange vergeblich den Kopf. Ich erlebe nämlich des öfteren bei Gemeindegliedern durchaus Interesse am pfarrlichen Leben, aber die Folgen bleiben aus. Zum Beispiel sagte mir kürzlich jemand, es ist schön, daß es bei uns in der Fastenzeit noch den jährlichen Gang nach Maria Eich gibt. Aber auf die Frage nach dem Mitgehen bekam ich zur Antwort: Nein, das will ich nicht (es hieß nicht: ich kann nicht zweieinhalb Stunden gehen). Steckt da vielleicht auch „Der kleine Prinz“ dahinter? Ich weiß es nicht. Wenn Sie eine Idee haben, welche Gründe es haben kann, ganz interessiert zu sein, aber nichts zu tun, dann sagen Sie es mir bitte. Bis jetzt verstehe ich es nämlich nicht. Aber das muß vielleicht auch nicht sein.

Peter Igl



27. Winter 97

Kein Blatt vor den Mund:



Sind Sie auch nie schuld?

Es ist schon ein Kreuz: Keiner will es gewesen sein. Das ist in der Politik so wie im privaten Leben oder in dem einer Pfarrgemeinde. Bei einem Verkehrsunfall oder ähnlichem lasse ich mir das ja eingehen. Da entscheidet die Schuldfrage meist über viel Geld, das man bezahlen muß oder nicht. Aber im normalen Alltag macht es doch oft nichts aus, ob man schuldig ist. Oder vielleicht doch?

Wenn ich mit meiner Frau vom Spaziergang zurückkomme, stellen wir erschrocken fest: Die Haustür ist nicht abgesperrt und zwei Fenster sind gekippt. Wer war das? Ja, ich auf keinen Fall! Wo ich doch immer zur Sicherheit vorher noch alles überprüfe. Natürlich wieder eines unserer Kinder oder die Oma. Und so geht das weiter. Gibt es Verzögerungen beim Pfarrheimumbau oder der Kirchenrenovierung: Keiner ist schuld. Die Bauleitung schiebt es auf die Kirchenverwaltung und umgekehrt. Hat man bei der Einweihung einen wichtigen Gast vergessen: Keiner ist schuld. Das Pfarrbüro schiebt es auf den Pfarrgemeinderat und umgekehrt.

Oder ein Beispiel aus dem schulischen Bereich. Die Hochschulen

klagen über die schlechte Vorbereitung auf das Studium durch die Gymnasien. Die Gymnasien sagen, an den Grundschulen würde nicht genug gelernt. Die Grundschulen beschwerten sich darüber, daß viele Kinder schon problembeladen und verhaltensgestört in die Schule kommen, und schieben die Schuld auf die Eltern. Die Eltern sind auch nicht schuld, sondern vielmehr die Gesellschaft. Keiner will schuld sein – in Wirklichkeit sind es wohl alle. Was ist zu tun? Ich habe mir jetzt einfach einmal vorgenommen, die Schuld beim nächsten Mal auf mich zu nehmen – aber natürlich nur, wenn ich wirklich schuld war. Ich tröste mich dabei mit dem Gedanken, daß die besten Äpfel meistens nicht die makellosen sind, sondern die mit kleinen Flecken. Und im übrigen heißt es im Exultet der Osternacht „felix culpa“ – glückliche Schuld, ohne die Jesus nicht zu uns hätte kommen müssen. In diesem Sinne grüßt sie Ihr kleiner Sünder

Peter Igl



28. Fasnacht 98

Kein Blatt vor den Mund:



Gegensätze gehören zum Leben

Obwohl ich (hoffentlich) kein typischer Vereinsmeier bin, muß ich dennoch im Rahmen ehrenamtlicher Tätigkeiten häufig an Sitzungen teilnehmen. Dabei nervt es mich tödlich, wenn einige ständig das Wort ergreifen und mit Ratschlägen und geistreichen Überlegungen rasch bei der Hand sind, andere still dasitzen, sich aber selbstverständlich melden, wenn Arbeiten zu erledigen sind. Ich frage mich dann oft, warum es nicht möglich ist, daß die Viel- und Gernredner auch selber mal anpacken und knechtlich Arbeit erledigen, sondern das in der Regel anderen überlassen. In diesem Zusammenhang beruhigt es mich kaum, wenn ich mir sagen muß, daß es diese zwei Gruppen schon in der Bibel gibt und Jesus es sogar gutheißt, daß die Martha emsig werkelt und sich abhetzt, während die Maria zu seinen Füßen sitzt, versunken seinen Worten lauscht und allenfalls mittels Öl Wohlgerüche verbreitet.

Aber so ist das wohl im Leben: Es gibt gegensätzliche Handlungsweisen und Ansichten, die nebeneinander bestehen und sich (oft) nicht zusammenbringen lassen, auch

wenn man es noch so gerne hätte. Ein Beispiel dafür ist auch die derzeitige Auseinandersetzung um die römische Instruktion über die Rolle der Laien. Unser Pfarrer hat darüber am 4. Advent deutlich und engagiert gepredigt. Dabei konnte man beobachten, daß einige Zuhörer, die offensichtlich nicht seiner Ansicht waren, aufgestanden und gegangen sind. Sicher sind auch einige sitzengeblieben, die damit ebenfalls nicht einverstanden waren. Sie wollten aber wohl kein so kräftiges Zeichen setzen. Worauf will ich hinaus?

Ich meine, wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß es auch in unserer Gemeinde gegensätzliche Ansichten über eine ganze Reihe von Themen gibt. Gegensätze gehören einfach zum Leben. Entscheidend ist aber, wie wir damit umgehen. Zunächst müssen diese Gegensätze offengelegt werden. Dann sollte man in Freundschaft und gegenseitigem Respekt darüber reden, ohne zu erwarten, daß es in jedem Fall einen Kompromiß gibt, der beiden Rechnung trägt. Das ist oft nicht sonderlich angenehm, und ich gebe zu, daß ich mit meinem offenbar angeborenen Harmoniebedürfnis auch darunter leide. Aber das muß man aushalten. Ich will's



mal probieren...
Peter Jgl

Hand anlegen

29. Sommer 98

Kein Blatt vor den Mund:



Ich hasse Unzuverlässigkeit

Haben Sie in letzter Zeit einmal eine Wohnung gemietet oder ein Auto verkauft? Dann wissen Sie, wovon ich rede. Zunächst also die Wohnung: Sie waren beim Vermieter, haben ihr freundlichstes Gesicht aufgesetzt, die Familie auf Wohlverhalten getrimmt und ganz nebenbei auf ihr regelmäßiges Gehalt hingewiesen. Der Vermieter war entzückt und hat ihnen die Wohnung zugesagt. Das war am Freitag. Einzelheiten wollte man am Montag besprechen. Sie kreuzen am Montag frohgemut wieder auf – und die Wohnung ist weg. Warum? Nur Achselzucken.

Oder das Auto: Sie haben einen heißen Interessenten. Er kann aber nur am Samstag um 16 Uhr. Also in Gottesnamen zu dieser völlig ungünstigen Zeit! Sie verzichten auf den geplanten Ausflug und richten es ein, daß sie zu Hause sind, wenn der potentielle Käufer auftaucht. Es wird 16 Uhr, 16.30 Uhr, 17 Uhr – kein Mensch kommt. Sie rufen ungehalten an: Er hat sich anders entschieden. Ja, da soll doch gleich...!

Das waren jetzt Fälle, bei denen die Unzuverlässigkeit richtig unangenehm ist. Manchmal ist es vielleicht

auch nur peinlich oder macht nachdenklich. So zum Beispiel, wenn man im Urlaub jemanden kennenlernt und beim Abschied vereinbart, daß man sich gegenseitig besucht und die näheren Einzelheiten in Kürze telefonisch abspricht. Und dann rührt sich keiner, weil man oft gar nicht damit rechnet, daß es der andere ernst gemeint haben könnte. Also bloß eine Floskel!

Unser Bundespräsident hat kürzlich gefordert: Es muß ein Ruck durch unser Land gehen. Das müßte sich auch auf die steigende Unzuverlässigkeit beziehen. Verlässlichkeit ist eine wichtige Grundlage für unsere Beziehungen und in der Nähe der Treue angesiedelt. Dafür waren die Deutschen eigentlich einmal berühmt. Vielleicht kommt es irgendwann wieder – aber vorerst sieht es nicht danach aus (siehe oben).



Peter Jgl

Impressum:

Herausgeber: Pfarrgemeinderat
Redaktion: Judith Stieglbauer-Schwarz,
Tobias Schmarsow, Ingrid Stürmer
Satz und Druck: Ingrid und Klaus Stürmer
Der nächste Pfarrbrief erscheint im Winter.
Beiträge und Meinungsäußerungen bitte bis 09. Oktober 1998 an die Redaktion oder an das Pfarrbüro.
Titelbild: Christian Spannagl

Ein Riß in der Kirche!?

30. Winter 98

Kein Blatt vor den Mund:



Ein Riß in der Kirche!?

Während der Sommerpause wurde er zugeschmiert und überstrichen – der Riß in unserer Kirche. Manche haben noch gar nicht bemerkt, daß er nicht mehr da ist. Und wir hatten uns so an ihn gewöhnt. Vor allem denen, die in der hinteren Hälfte unserer Kirche ihren Platz haben, fiel er immer ins Auge. Anders war es bei denen, die weiter vorne sitzen: Sie mußten extra den Kopf nach oben drehen, um ihn überhaupt über dem Chorbogen zu sehen.

Er war ein Gleichnis für die Situation unserer Kirche, so dachten viele: In den unteren Regionen der Kirche, beim Fußvolk, ist ja alles weitgehend in Ordnung. Hier gibt es eine stabile Basis. Aber oben – in der Hierarchie – da geht ein Riß durch, da ist sozusagen der Wurm drin. Vorerst ist es nur ein Sprung im Verputz, aber er kann sich allmählich auch auf die Statik auswirken, und dann gerät das Gebäude ins Wanken.

Aber so einfach geht es mit der Schuldzuweisung wohl nicht. Auch im unteren Bereich der Kirche, also in den Gemeinden, zeigen sich

Risse – und sie gefährden mindestens genauso stark die Stabilität des Gebäudes. Auf Beispiele will ich hier verzichten, die kennt wohl jeder. Wer den Riß nur oben in der Kirche sieht, ist mit dem zu vergleichen, der jeden Splitter im Auge des Nächsten sofort bemerkt, den Balken aber im eigenen Auge nicht.

Solche Überlegungen sind unserem Riß in der Kirche sicher fremd. Mehrere statische Gutachten sagen aus, daß es keine Bewegungen im Mauerwerk gibt und man den Riß daher einfach zumachen und überstreichen kann. Da unser Riß diese Gutachten aber nicht kennt, wird er das tun, was er seit Kriegsende immer getan hat: Er wird über kurz oder lang wieder zum Vorschein kommen, glauben Sie es nicht? Ich bin gerne bereit, mit Ihnen darüber zu wetten, und ich bin ziemlich sicher, daß ich gewinne

Ihr Peter Igl



Nachschlag – Riss – Kritik – Ironie – Unterschied – Tatsachen - Themen

(31)

Fastenzeit/Ostern 99

Kein Blatt vor den Mund:



Nachschlag

Seit Advent 1990 sind in dieser Rubrik 30 Beiträge erschienen. Das kann – ähnlich wie bei der Freßkolumne der Süddeutschen Zeitung – einmal Anlaß zum Zurückschauen sein.

Wegen des Risses in der Kirche (Winterpfarrbrief 98) bin ich oft angesprochen worden. Viele hatten in der Tat gar nicht bemerkt, daß der Riß verschwunden ist. Zu einer Wette mit mir waren allerdings nur wenige bereit. Jetzt hoffe ich also, daß der Riß bis zum Sommer 2003 wieder kommt, weil ich dann um 300 DM (bis dahin dann ca. 150 Euro) reicher werde.

Überhaupt werde ich erfreulicherweise oft auf meine Beiträge angesprochen. Verwunderlicherweise ernte ich dabei überwiegend Zustimmung – trotz der von mir schon oft angesprochenen Kritikleidenschaft der Obermenzinger. Vermutlich hängt das damit zusammen, daß Kritiker befürchten, ich würde sie beim nächsten mal im Pfarrbrief schriftlich durch den Kakao ziehen. Das tue ich natürlich nicht, weil es unfair und vielleicht sogar beleidigend wäre. Leider muß ich gerade die interessantesten Vorfälle – auf die sich auch die Leser

mit Wonne stürzen würden – auslassen, weil sie auch ohne Namensnennung eindeutig bestimmten Personen zugeordnet werden könnten – und das kann ich in einem Pfarrbrief nicht riskieren.

Mit einem anderen Problem habe ich auch noch zu kämpfen: Manche meinen, daß alles in diesen Beiträgen ernst gemeint ist. Das ist aber natürlich nicht der Fall. Nur ist es anscheinend für manche Leser schwer, zwischen Ironie, Übertreibung und blanken Tatsachen zu unterscheiden. Wer mich nur als Lektor und Kommunionhelfer kennt, schiebt mich wahrscheinlich in die nur ernste Schublade. Wer mich als Theaterspieler und Sänger erlebt hat, hat da wohl weniger Probleme. Damit ich nicht zu sehr ins Fettnäpfchen trete, gebe ich kritische Beiträge vorsichtshalber meiner Frau noch zu lesen. Mindestens einmal habe ich daraufhin den Text wieder zurückgezogen und ein ganz anderes, unverdächtigeres Thema behandelt.

An sich habe ich noch einen genügenden Vorrat an Themen – und in Obermenzing geschieht ja schließlich einiges. Wenn Sie aber eine gute Anregung für mich hätten, bedanke ich mich sehr dafür.

Peter Igl



32. Sommer 1999

Kein Blatt vor den Mund:



Gemeinde unterwegs – Prozessionen in Obermenzing

Mancher, der vielleicht aus einer dörflichen Gemeinde mit gepflegten Traditionen stammt, kann sich gar nicht genug wundern, wie hier in Obermenzing Prozessionen ablaufen: Da können es die ersten gar nicht mehr erwarten und rennen schon vor dem Kreuz los. Andere gehen neben dem Weg in der Wiese, weil's da schöner ist. Wieder andere sind mit ihrem Nachbarn so ins Gespräch vertieft, dass sie gar nicht merken, wie groß der Abstand zu den vor ihnen Gehenden schon geworden ist. Wer mitsingt und mitbetet, gehört inzwischen eher zur Minderheit der Teilnehmer. In der Nähe der Kirche wird das allerdings häufig durch das Geläut der Glocken sowieso unmöglich gemacht. Beliebt ist übrigens auch das Kurvenschneiden und Abkürzen. So löst sich in der Regel die Prozession beim Einschwenken in den Parkplatz auf, weil viele sich zwischen den Autos durchzwängen und beim Seitenportal in die Kirche hineindrücken, während der Altardienst – vom Gefolge ziemlich

alleingelassen – auf der vorgesehenen Linie über das Hauptportal in die Kirche einschwenkt.

Aber vielleicht sind die Prozessionen eben ein Bild des Glaubens in der heutigen Zeit: Die einen haben das Kreuz oder bei der Fronleichnamprozession das Brot in der Monstranz vor Augen und richten ihren Weg danach ein. Die anderen haben das Ziel aus dem Auge verloren und gehen ihren Weg irgendwo daneben oder weit hinten. Wieder andere haben das Kreuz lieber im Rücken, damit sie es nicht anschauen müssen. Nur macht eben eine Prozession mit zu vielen individuellen Wegen kein besonders schönes Bild.

Nur ein einziges Mal im Jahr läuft eine Prozession so ab, wie man es sich immer schon gewünscht hat – am Karfreitag. Bei der Kreuzverehrung ist man wieder versöhnt, weil da alles stimmt: würdig, still, ordentlich. Vielleicht sollte man jedem, der in Obermenzing an einer Prozession teilnehmen möchte, einmal empfehlen, am Karfreitag mitzugehen und ein wenig zu üben. Schaden könnte es nicht.

Peter Igl



Die Kolumne im Herbst 99 entfiel: da gab es die Festaktivitäten (H. J. Leiden Christi)

33. Winter 1999

Kein Blatt vor den Mund:



Können wir eigentlich noch feiern?

Sage mir, wie du feierst, und ich sage dir, wer du bist. Also: Wie feiern denn die Leute heute z. B. einen runden Geburtstag? Entgegen üblicher Gepflogenheit sind die meisten tatsächlich zum angekündigten Zeitpunkt eingetroffen. Zunächst steht man beim Aperitif herum und ratscht ein bisschen. Außerdem werden Häppchen gereicht und man ärgert sich wieder einmal, dass man keine drei Hände hat, um alles gleichzeitig halten zu können. Dann setzen sich alle. Wenn man zwischen mehreren Hauptgerichten gewählt hat, kommen allmählich die letzten Gäste. Noch vor der Nachspeise müssen die ersten schon wieder weg, weil sie noch etwas anderes vorhaben.

Zwischendrin werden Geschenke überreicht. Dabei liest man einen eigenen oder fremden Text vom Blatt. In der Regel sitzt man fast den ganzen Abend. Deswegen schaffen auch viele den Kuchen nicht mehr, der gegen Mitternacht zum Kaffee angeboten wird. Wenn um 1 Uhr die letzten Gäste aufbrechen – eigentlich dürfte kaum einer mehr mit dem Auto heimfahren –, ist vom Buffet noch die Hälfte übrig. So ähnlich läuft es doch, oder?

Früher muss das den Berichten nach ganz anders gewesen sein. Von alten Kirchweihfesten weiß man, dass sie manchmal vom Sonntag sogar bis zum Dienstag gedauert haben. Eine Horrorvorstellung! Und was alles gegessen wurde. Die Mengen würde heute keiner mehr hinunter bringen. Es wurde auch viel gesungen und getanzt.

Was mir daran so gefällt, wollen Sie wissen? Feste waren früher selten und wurden dementsprechend begangen. Es wurde ganzheitlicher gefeiert und man hatte – bzw. nahm sich – viel Zeit. Und heute? Ein Fest jagt das andere. Mancher von uns ist bis zu dreimal in einer Woche eingeladen. Da kann man gar nicht mehr richtig feiern. Ein Fest lebt davon, dass es vorher und nachher Alltag gibt, Hunger- und Durststrecken. Und wie ist das mit der Ganzheitlichkeit? Bei unseren Vorfahren und noch heute z.B. im Mittelmeerraum drückte sich die Festfreude auch körperlich aus, im Singen und Tanzen. Und bei uns? Es wird eigentlich bloß gesessen und gegessen. Oft gibt es nicht einmal Einlagen oder Ähnliches. Ich halte ~~es~~ eher für langweilig. Das wichtigste scheint mir aber die Zeit zu sein. Man kann nicht auf zwei Hochzeiten tanzen, sagt man. Das gilt wohl für alle Feste. Wie schön ist es, sich schon vorher auf ein Fest einzustimmen und es hinterher ausklingen zu lassen. Aber wem sage ich das! Sie wissen das ja längst. Es sind nur immer die Anderen, die daneben liegen.

Ihr Peter Igl

34. Fastenzeit 2000

Kein Blatt vor den Mund: Kirche und Geld



Die öffentliche Diskussion in unserem Land wurde in den vergangenen Monaten stark von der Frage nach dem Umgang mit Parteispenden und Ähnlichem bestimmt. Unwillkürlich tauchte in diesem Zusammenhang bei manchem die Sorge auf, auch in den Kirchen könnte es vielleicht in dieser Richtung Probleme geben. Und es dauerte nicht lange, da ging die Nachricht durch die Presse, Rechnungsprüfer hätten bei der evangelischen Kirche in München Fehlbeträge in Millionenhöhe festgestellt.

Der leichte Zugang zum Geld verlockt also auch im kirchlichen Bereich sehr zum raschen Zugriff, um sich zu bereichern. Auch in einer katholischen Pfarrgemeinde im Norden Münchens (der Name ist dem Verfasser bekannt) ist kürzlich derlei vorgekommen. Jetzt zählen dort beispielsweise Lektoren und Kommunionhelfer noch in der Sakristei die Sammelergebnisse, damit nichts weggommt.

Was lernen wir daraus? Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser! Das heißt: Offenlegung der Kassen und durch eine Gruppe verantwortete Mitbestimmung bei jeder Vergabe

von Geld (außer von Kleinstbeträgen). Wenn nur einer Bescheid weiß, ist offenbar grundsätzlich Vorsicht geboten. Man mag dem entgegenhalten, dass dann, wenn mehr Leute informiert sind, die Vertraulichkeit nicht mehr gewährleistet ist. Aber das muss man dann halt noch lernen, auch als Gremium verschwiegen zu sein (z.B. wenn man jemanden unterstützt, der in Not geraten ist).

Im Zusammenhang mit dem Geld in der Kirche stellt sich auch die Frage nach der Zukunft der Kirchensteuer. Ich bin durchaus für eine Kirchensteuer, halte aber das derzeitige System in Deutschland für änderungsbedürftig. Anregungen könnte man sich z.B. in Italien holen. Dort gibt es eine Art Sozialsteuer, die jeder zahlen muss. Man kann sie an seine Kirche geben. Wer das nicht will, muss sie einer anderen sozialen Einrichtung zukommen lassen.

Zusätzlich blicke ich voll Neid auf verschiedene Schweizer Kantone, in denen die Kirchensteuereinnahmen nicht automatisch in der bischöflichen Kasse landen. Vielmehr werden sie von einer Stelle eingehoben, die durch eine gewählte Vertretung der Gläubigen verwaltet wird. Diese stellt sie dann nach Beschluss dem Bischof zur Verfügung – oder auch nicht, wie in den vergangenen Jahren im Bistum Chur. Das wär's eigentlich! Auf eine solche Form hofft auch bei uns Ihr

Peter Igl

Die regionalen Gartendirektoren sahen sich daher zu folgenden botanischen Notlösungen gezwungen:

1. Zusammenlegung mehrerer Gärten zu Plantagenverbänden mit wenig unterschiedlichen Blumen zwecks einfacherer Pflege und Bewässerung.
2. Anpflanzung von Blumen, die wenig Wasser brauchen, insbesondere Kakteen.
3. Aufklärung darüber, dass auch Wüstenpflanzen ihren Reiz haben.
4. Wöchentlicher Transport von Blumenkästen, Blumenkübeln zum Springbrunnen des regionalen Gartendirektors.
5. Herausgabe botanik-amtlicher Richtlinien für gärtnerlose Gartenpflege ohne Wasser.

In Notfällen kommt es bis heute vor, dass Botanik-Assistenten schon einmal Wasser auf die Blumen gießen, wobei aber von einigen selbsternannten Wasserspezialisten dazu deutlich klargestellt wird, dass das eigentlich gar kein Wasser sei. Gott sei Dank regnet es zwischendurch!“

Diesen Text habe ich in einer Zeitschrift gefunden und etwas gekürzt. Etwaige Ähnlichkeiten mit der Situation unserer Kirche sind rein zufällig.

Peter Igl

LC-Jugend live:

Dass nicht immer alles nur gut läuft, ist wohl jedem bewusst. Jedem? Fast jedem. In einem kleinen Dorf am Rande von München, genannt Obermenzing, und dort speziell in der Jugend ist bzw. war das noch nicht der Fall.

Leider wurden wir in letzter Zeit eines besseren belehrt. Es gab da nämlich in der LC-Jugend, sagen wir einmal, ein paar merkwürdige Tendenzen in der letzten Zeit. Leiterrunden, zu denen niemand kam, Offene Treffs, die aus dem Rahmen fielen, schier endlose Diskussionen (meist ohne Ergebnis) und eine gute Portion Resignation bei manchen Beteiligten. Um diese LC-Jugend atypischen Phänomene zu beleuchten, beriefen die Pfarrjugendleiter eine sogenannte außerordentliche Jugendversammlung ein, zu der jeder, der was zu kritisieren, motzen, mosern, verbessern oder ändern, sprich zu sagen hat, eingeladen war. Es sollte auf der einen Seite eine große Aussprache werden zwischen allen, die Verantwortung tragen, solchen, die keine tragen, solchen, die besser erstmal keine tragen sollten (böse gesagt), und solchen, die hoffentlich bald mal welche tragen (wer davon gekommen ist und wer nicht, bleibt dahingestellt) und andererseits auch eine Art Planungstag. Um im Anschluss

35. Sommer 2000

Kein Blatt vor den Mund:

Das Märchen von den blühenden Gärten



„Es waren einmal viele blühende Gärten in einem ansonsten recht kargen Gebiet.

Und jeder von diesen Gärten hatte einen eigenen Gärtner, der für die Pflanzen Sorge trug und ihnen Wasser gab. Dazu wurde er auf besondere Weise ausgebildet und vor allem beauftragt.

Mit der Zeit geschah es nun, dass sich nicht mehr genügend Gärtner für all die Gärten zur Verfügung stellten.

So wurden die verbliebenen Gärtner immer weniger und älter, aber sie taten ihr Bestes. Sie begannen, zwischen den Gärten hin und her zu rasen, um sie wenigstens kurz zu tränken.

Als aber auch das nicht mehr ausreichte, wurden Botanik-Assistenten ausgebildet und angestellt. Diese pflegten nun die Blumen, legten sogar neue Beete an und predigten über die Bedeutung des Wassers. Sie machten den Schlauch bereit, füllten die Gießkannen und Eimer mit Wasser und stellten sie an den Rand des Gartens. Nur eines durften sie nicht: Die Blumen gießen! So kam zunächst regelmäßig, dann ab und zu einer der vielbeschäftigten Gärtner vorbei, der die Blumen mittels der vorbereiteten Eimer und Schläuche mit Wasser übergoss. Allmählich vertrockneten die Blumen am Rande des Gartens, weil der Gärtner einfach keine Zeit und keine Kraft mehr hatte, jeweils den ganzen Garten zu tränken.

Gegen diesen Zustand, der vor allem für die Blumen unbefriedigend war, protestierten viele Gärtner und Botanik-Assistenten, aber der Obergartendirektor untersagte jede Änderung.



allem in Rom. Dazu fällt mir eine Passage aus dem „Brandner Kaspar“ von Kurt Wilhelm ein.

Dort heißt es nämlich, als jemand meint, Karl der Große müsse doch im Himmel sein, da er ja heilig gesprochen sei: „Ja, in Rom! Des gilt doch bei uns nix!“ Das mag einen vielleicht erheitern, aber Trost ist es keiner.

Peter Igl

Der Turm unserer Pfarrkirche



... ist nicht vom Einsturz bedroht! Das Gerüst hat er trotzdem nötig: Nur aus der Nähe lassen sich nämlich die unübersehbaren Schäden an seiner Haut beurteilen. Insbesondere dient das Gerüst aber dem Schutz der Passanten. Zunächst wird also noch nicht gebaut am Turm. Zuerst kommen jetzt die Sachverständigen. Dann Kostenvoranschläge und dann – kann es eine Weile dauern, bis etwas passiert auf dem Gerüst. Dafür muß nämlich Geld locker gemacht werden. Optimisten hoffen, dass unsere Gemeinde verschont bleibt, der Erzbischöfliche Baureferent die notwendigen Mittel anderswo auftreibt.

Andreas Koch
Kirchenverwaltung

Mittwoch, 28. Februar 2001
Kirchlicher
Aschermittwoch

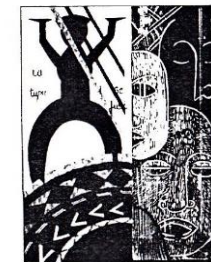
19.00 Uhr Gottesdienst
in der Pfarrkirche Leiden Christi
anschließend um 20.00 Uhr
Vortrag

mit
Dr. Heribert Prantl
Redakteur der SZ
im Pfarrheim Leiden Christi
Passionistenstraße 12
Das Thema wird noch
rechtzeitig bekannt gegeben!

Freitag, 02. März 2001
in der Carolinenkirche

Frauen aller Konfessionen
laden ein

Weltgebetstag



Voneinander lernen – miteinander beten
– gemeinsam handeln –



36. Winter 2000

Kein Blatt vor den Mund:

Ökumene ade?



Die Erklärung „Dominus Jesus“ der römischen Glaubenskongregation vom September dieses Jahres hat dem ökumenischen Bestreben einen kräftigen Schlag versetzt. Durch die Medien ging ein Aufschrei. Was war geschehen?

In dem von Kardinal Ratzinger verantworteten Text heißt es unter anderem, dass die katholische Kirche „die einzige Kirche Christi“ sei und dass etwa der Begriff „Schwesterkirche“ auf andere Kirchen, also z.B. die evangelische, nicht angewandt werden könne.

Damit ist der ökumenische Dialog der letzten 25 Jahre in Frage gestellt. Jetzt wird nämlich die Meinung vertreten, dass die evangelische Seite nicht als gleichberechtigter Partner gelten kann und gewissermaßen in die Nähe von Sekten zu rücken ist. Der bayerische Landesbischof Friedrich hat derartige Behauptungen sofort zurückgewiesen und gesagt, er sehe die Lutheraner keineswegs als Kirche zweiter Klasse.

Warum aber wurde die römische Erklärung überhaupt herausgebracht und warum gerade zu diesem Zeitpunkt? Ich weiß es nicht.

Vielleicht ist sie als Notbremse gedacht. Die Vereinbarung über die Rechtfertigungslehre von 1999 z.B. bestärkt meines Erachtens eher die evangelische Position, nämlich dass der Glaube besonders wichtig ist, nicht so sehr die Werke. Hat man mit der Unterschrift unter die Vereinbarung hier nicht einen Fehler in der Kirchengeschichte eingestanden, der bei einer unfehlbaren Kirche nicht vorkommen dürfte? Jetzt – so scheint es mir – wollte man die Dinge wieder gerade rücken.

Wie geht's weiter? Auch das ist schwer abzuschätzen. Die Politik handelt gelegentlich nach dem Dreischritt Entscheiden – Erschrecken – Nachdenken. Nachdem im bisher guten Verhältnis der Konfessionen viel Porzellan zerbrochen wurde, wäre auch hier nach dem Erschrecken über die Reaktion auf das römische Schreiben Nachdenken angebracht. Bis jetzt war aber eher zu hören, dass die Position der katholischen Kirche schon immer so war, das Schreiben also nichts Neues enthalte. Das hilft aber wenig. Wir wollen etwas Neues hören, das Alte bringt uns nicht weiter.

So ist leider zu befürchten, dass „Dominus Jesus“ die Spaltung vertieft, nicht nur im ökumenischen Verhältnis, sondern auch innerhalb der katholischen Kirche – die Kluft zwischen den Gemeinden, dem Volk, und „denen da oben“, vor

37. Frühjahrs 2001

Kein Blatt vor den Mund:

Die Sache mit der Schuld



Kürzlich ist ein bekannter Fußballtrainer aus den USA zurückgekehrt. Er hatte sich dorthin geflüchtet, weil ihm Drogenkonsum nachgewiesen worden war, den er hartnäckig geleugnet hatte. Und was sagte er hier als Erstes? Da bin ich wieder. Ich möchte hier wieder anfangen und warte auf Angebote. – Wie wenn nichts gewesen wäre!

Aus christlicher Sicht setzt Vergebung von Schuld neben dem Bekenntnis auch Reue und den Willen zur Umkehr voraus. Und daran hapert es oft, gerade bei Menschen, die in der Öffentlichkeit stehen. Man kann allenfalls noch ein Eingeständnis von Fehlern erwarten – und das auch erst nach langem Zögern, aber von Reue oder echtem Bedauern ist oft keine Spur zu bemerken.

Dabei sind viele mit der Äußerung „es tut mir Leid“ schnell bei der Hand. Aber wenn man genau hinschaut, tut es meist gar nicht Leid. Das ist nur eine schnell dahin gesagte Floskel. Das Leid-Tun müsste eigentlich spürbar sein, weh tun, einen seelischen Schmerz auslösen.

Und wie ist das bei der Kirche, dem Spezialisten, dem Profi im Umgang mit Schuld? Offenbar auch nicht recht viel anders. Im vergangenen Jahr hat der Papst um Vergebung für die Verfolgung der Juden, für Kirchenspaltung und Religionskriege, für die Unterdrückung und Sklaverei und anderes gebeten, „uralte“ Sünden also, deren Bekenntnis kaum mehr wehtut. Ein Eingeständnis aktueller Verfehlungen wäre in diesem Zusammenhang interessant gewesen – aber das gab es nicht.

Sicher ist es nicht leicht, Schuld zu bekennen, wie es auch nicht leicht ist, Schuld zu verzeihen. Aber leicht machen darf man es sich eben nicht im Umgang mit Schuld. Dafür hängt zu viel davon ab, nicht nur in islamischen Ländern, wo die Verwandtschaft des Opfers einem Mörder verzeihen und ihn damit vor der Hinrichtung bewahren kann. Könnten Sie das auch? Bei mir bin ich da nicht so sicher.

Peter Igl



Kein Blatt vor den Mund: Obermenzing und die Vergangenheit



Jetzt haben wir also nach langem Hin und Her auch ein Denkmal, das an den Todesmarsch der KZ-Häftlinge von Dachau nach Bad Tölz erinnert.

An die 10 Jahre hat es gedauert, bis sich die Befürworter gegen die Gegner durchgesetzt hatten. Und fadenscheinige Gründe waren es, die vorgebracht wurden, um die Aufstellung des Denkmals zu verhindern: Wenn in Pasing schon eines steht, dann brauchen wir in Obermenzing keines. Oder: Zur Blütenburg passt so etwas nicht, da wird der Blick auf das Schloss verschandelt.

Der wahre Grund aber war wohl, dass man an die dunkelste Zeit der deutschen Geschichte nicht mehr erinnert werden wollte. So verständlich das sein mag, so gefährlich ist das zugleich auch. Das nicht-mehr-erinnert-werden-wollen trägt immer die Gefahr in sich, dass sich Vorgänge wiederholen könnten. Und gerade in Obermenzing ist es wichtig, dass die Zeit der braunen Herrschaft nicht vergessen wird. Hatte doch unser Ort einen der ersten NSDAP-Bürgermeister im Land, Göring wohnte hier, und die damalige Politprominenz war

häufig in den hiesigen Lokalitäten zu Gast.

Dabei gibt es durchaus auch Vorgänge, auf die man in Obermenzing stolz sein kann: Dass etwa mutige Bürger die KZ-Häftlinge auf ihrem Marsch durch den Ort mit Essen und Trinken versorgen wollten, aber brutal zurückgetrieben wurden. Dass man eine Halbjüdin als Schwester verkleidet im damaligen Kloster Blütenburg versteckt und damit gerettet hat. Dass es kurz vor Kriegsende auch in Obermenzing Mitglieder bzw. Sympathisanten der Freiheitsaktion Bayern gab. Die Geschichte des zivilen Widerstands in Obermenzing ist bis jetzt meines Wissens noch nicht geschrieben. Es wäre aber verdienstvoll, wenn das geschehen könnte, so lange es noch Zeitzeugen gibt.

Der Platz, an dem das Denkmal jetzt steht, ist gut gewählt, an einem ruhigen Ort, der zum Nachdenken einlädt. Aber bereits vor der offiziellen Einweihung wurde das Denkmal beschmiert und ohne großes Aufsehen wieder gereinigt. Damit muss man heute leider immer rechnen. Mancher mag deshalb vielleicht sagen, es wäre besser gewesen, kein Denkmal aufzustellen; dann hätte man auch keine solchen Scherereien. Für mich ist das eher ein Beweis, wie notwendig so ein Denkmal ist. Die Solidarität der Christen und Demokraten ist gefordert. Nur so sind die Schatten der Vergangenheit zu überwinden.

Peter Igl

Kein Blatt vor den Mund:



Urlaubsertrag Bescheidenheit

Die Urlaubszeit ist zu Ende, der Alltag hat uns wieder. Was bleibt von den sogenannten schönsten Wochen des Jahres? Nur ein paar Mitbringsel, Reste vom Sonnenbrand, Dias, Filme, eine leere Kasse?

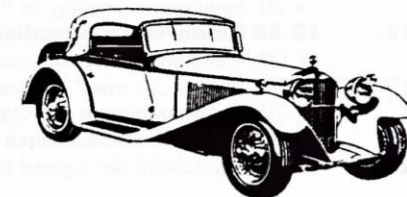
Bei mir verfestigt sich nach jedem Urlaub stärker der Eindruck, dass es den Menschen in den südlichen Ländern – dort also, wo wir zumeist Urlaub machen – deutlich schlechter geht als uns hier in Deutschland. Ich war heuer mit einer Gruppe von Freunden in Südamerika: herrliche Landschaften, ganz erstaunliche kulturelle Zeugnisse – aber zugleich bedrückende Einblicke in die Lebensverhältnisse der Menschen, vor allem der Frauen und Kinder.

Wie gehen wir mit solchen Eindrücken um? Der Alltag deckt sie meist schnell wieder zu. Das ist aber schade, denn es täte uns gut, sie uns immer wieder ins Gedächtnis zu rufen. Die Urlaubserfahrungen müssten uns eigentlich dazu führen, dankbar zu sein und bescheidener zu werden (vielleicht auch, sich an Hilfsprojekten zu beteiligen).

Um die Bescheidenheit ist es aber, wo ich hinschaue, schlecht bestellt. Das Teuerste und Beste ist gerade gut genug für uns. Vielleicht macht man beim Essen wegen der Gesundheit noch ein paar Abstriche, aber beim Wohnkomfort, bei der Kleidung, beim Auto haben wir oft die Grenze zum Luxus schon überschritten.

Sind wir noch zu retten? Manchmal ist es schwer zu glauben, dass wir aus eigener Kraft noch die Kurve kriegen. Im Allerheiligen-Monat ist es vielleicht statthaft, auf den Spruch zu verweisen, dass das letzte Hemd keine Taschen hat. Es wäre also an der Zeit, bescheidener zu werden und die Urlaubserfahrungen nicht wieder bis zum nächsten Urlaub ruhen zu lassen.

Peter Igl



Kein Blatt vor den Mund:

REIHENFOLGE BEACHTEN

Wenn ich aus der S-Bahn aussteigen will, muss ich mich oft ärgern: Die Leute stehen draußen dicht vor der Türöffnung, sodass man überhaupt nicht hinauskommt. Zur Seite treten, um das Aussteigen zu ermöglichen, das ist heute kaum mehr üblich. Im Gegenteil! Viele drängen herein, noch bevor alle ausgestiegen sind, die hinaus wollen.

*Also: Reihenfolge beachten!
Erst aussteigen lassen, dann einsteigen.*

Unseren Kindern habe ich jahrelang gepredigt: Erst Berufsausbildung, dann Heirat, dann Kinder. Das ist doch eigentlich vernünftig – oder? Man kann's natürlich auch anders machen, z. B. erst Kinder, dann Heirat, dann Ausbildung. Aber das ist nach landläufiger Erfahrung nicht ganz so gut.

Auch die Politik hält sich nicht immer an die richtige Reihenfolge. Zu oft erlebt man den Dreischritt Entscheiden – Erschrecken – Nachdenken. Ich hätte ein paar nette Beispiele auf Lager, aber in einem Wahljahr ist es nicht so günstig, im Pfarrbrief zu konkret zu werden.



Die richtige Reihenfolge ist auch in anderen Bereichen wichtig. Erst kürzlich habe ich erlebt, wie ein Autofahrer ein kräftiges Hupkonzert und wütende Beschimpfungen über sich ergehen lassen musste, weil er wegen einer Katze angehalten hatte. Das hatten zwar die nachfolgenden Autofahrer nicht gesehen, aber sofort unangebracht reagiert. Besser wäre: erst denken (oder schauen), dann hupen.

Manchmal ist das mit der Reihenfolge allerdings kein großes Problem, denn man lernt es sehr schnell, wenn man es einmal verkehrt gemacht hat. Z. B. erst die Suppe abkühlen lassen, dann essen. Wer dagegen verstößt, wird sich das fürs nächste Mal merken, wenn er nicht ganz dumm ist.

Gelegentlich kann man auch über die richtige Reihenfolge streiten. In der Generation unserer Eltern und Großeltern galt der Grundsatz: erst Geld verdienen (oder sparen), dann ausgeben. Das hat sich heute doch etwas geändert, und es kann nach meiner Ansicht durchaus sinnvoll sein anders zu verfahren, wenn man sich beim Schuldenmachen nicht übernimmt.

CHRISTLICHE SCHWEIGEMEDITATION

(Kontemplation) in der Mitte der Woche

Etwa ein Haus oder eine Wohnung erst zu kaufen, wenn man das Geld angespart hat, ist unter Umständen eine Schnapsidee. Vielleicht sind nämlich dann die Kinder, für die man den Wohnraum gebraucht hätte, längst ausgeflogen. Das mit der Reihenfolge ist also gelegentlich doch ein schwieriges Kapitel.

Dass Sie jedenfalls immer die richtige Reihenfolge finden, das wünscht Ihnen

Ihr
PETER IGL



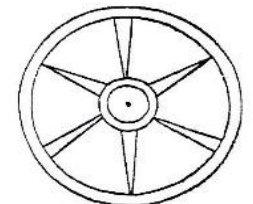
Im Meditationsraum (Oase) im Pfarrheim, 1. Stock treffen sich Menschen zur Kontemplation: mittwochs 14-tägig von 19.00 Uhr bis ca. 20.30 Uhr (außer in den Ferien). Als Abschluss des Abends wird FRAU INGEBORG BARGON immer wieder zum meditativen Tanzen einladen.

Die nächsten Termine:
06.03. und 20.03. (Osterferien)
10.04., 24.04., 01.05. und 15.05.
(Pfingstferien) 05.06., 19.06., 03.07.
und 17.07.2002.

Ansprechpartnerin ist:
FRAU MARIE-THERESE LINDNER
Tel. 0 89.88 12 51

Am Samstag, 23. März 2002 von 10.00 - 17.00 Uhr findet wieder ein Tag der Kontemplation unter Leitung von HERRN GÜNTHER LOHR statt. Anmeldung bitte im „Fachbereich Exerzitien und religiöse Begleitung Ehrenamtlicher“
Tel. 0 89.55 98 01-14
Fax 0 89.55 98 01-26

M.-T. LINDNER



Kein Blatt vor den Mund:

DAS JÜDISCHE ELEMENT

Wenn man das Zentrum ausländischer Städte besucht, z.B. Prag oder Budapest, stößt man immer wieder auf jüdische Synagogen oder Friedhöfe. Bei uns in München hingegen ist das jüdische Element weitgehend ausgemerzt. Man muss erst eine Zeit lang suchen, um noch Hinweise auf die frühere jüdische Bevölkerung und ihre Kultur zu finden.

Hinter dem Kaufhaus Oberpollinger steht zum Beispiel ein Gedenkstein, der an die 1938 abgebrochene Hauptsynagoge erinnert. Dass das Trachtengeschäft Wallach auch einmal im Besitz einer jüdischen Familie war, weiß heute fast niemand mehr. Und dabei ist der Name Wallach ein deutlicher Hinweis auf eine jüdische Herkunft (Wallach ist ein „beschnittener“ Hengst). Auch der frühere Besitzer des Kaufhauses Hertie (aus HERmann TIEtz wurde HERTIE) war Jude. Aber das ist nur noch den älteren Münchnern geläufig.

Ebenso wenig ist bekannt, dass eine ganz Reihe von vermeintlich deutschen Wörtern und Ausdrücken auf hebräische Wurzeln zurückgehen. Das ist zum Beispiel bei *Massel* (von masol = Glückstern), *Pech* (von pachus = Misserfolg),



Techtelmechtel (von tachat = geheim), *Hals- und Beinbruch* (von baruch = gesegnet), *guten Rutsch* (von rosch = Anfang), der Fall.

Im Religionsunterricht meiner Kindheit wurde mir nahe gebracht, dass Jesus sich vom Judentum abgesetzt und etwas ganz Neues in die Welt gebracht hat, die jüdische Religion sozusagen hinter sich gelassen hat. Seit meiner Reise nach Israel sehe ich das anders. Dabei ist mir aufgegangen, dass Jesus viel mehr Jude war, als ich das früher angenommen hatte. Dass er und seine Botschaft eigentlich erst richtig verstanden werden können, wenn man die Religion der Juden besser kennt.

Auch von daher ist es furchtbar, dass im Heiligen Land immer noch kein Friede herrscht. Ich sehne mich danach und hoffe, dass es mir noch einmal gelingt, nach Israel zu kommen und etwas für die jüdischen Wurzeln meines Glaubens zu tun.

Peter Igl

Kein Blatt vor den Mund:



NÄHE UND DISTANZ

Der Philosoph Schopenhauer, der uns zumeist als Verfasser düsterer, pessimistischer Texte bekannt ist, hat auch eine nette Geschichte von den Stachelschweinen aufgeschrieben. Wenn sich diese Tiere zum Winterschlaf hinlegen, müssen sie ganz genau aufpassen: Lagern sie sich zu weit voneinander entfernt, besteht die Gefahr zu erfrieren. Legen sie sich zu eng aneinander, dann fügen sie sich mit ihren Stacheln gegenseitig große Schmerzen zu.

Diese Fabel will uns lehren, dass das Funktionieren der Gemeinschaft – der tierischen wie der menschlichen – entscheidend davon abhängt, ob das Verhältnis zwischen wärmender Verbundenheit und kühlem Abstand stimmt.

Ein Blick in die Medien zeigt uns sofort die Scheinheiligkeit der so genannten Volksnähe und Verbundenheit von Filmstars, Schlagersängern und Politikern: eifriges Händeschütteln, Küsschen beiderseits auf die Wangen, Schulterklöpfen und das schnelle „du“.

Aber auch bei den alltäglichen Umgangsritualen begegnet uns die Inflation der gesellschaftlichen Kontaktaufnahme. Manche sprechen schon von einer „Barbarei der Distanzlosigkeit“. Die „Bussiflut“ und ähnliche Erscheinungen haben fast alle bisherigen Formen der Nähe und Zusammengehörigkeit entwertet.

Wie viele Menschen meiner Generation habe ich mit großer Nähe, vor allem wenn sie zu schnell über mich hereinbricht, meine Probleme. Sie nimmt mir den Atem und hält mich mit ihrem Klammergriff fest.

Unsere Kinder haben sich seinerzeit sehr gewundert, als sie erfuhren, dass meine Frau und ich in der Anfangszeit unserer Bekanntschaft – wir waren beide Studenten – noch „per Sie“ waren. Das ist heute kaum mehr vorstellbar.

Auch für eine Ehe, die gelingen soll, gilt der Satz: Soviel Nähe zum Anderen, wie dieser es erwartet, wünscht und benötigt, und soviel freundschaftliche Distanz, wie es die Situation erfordert.

Sie sehen also, ich habe durchaus eine gewisse Sympathie für Stachelschweine, nicht bloß vom Namen her

Ihr Peter Igl

Kein Blatt vor den Mund:

Weihnachten – Ostern 2:0

Ist Ihnen auch schon aufgefallen, dass die Kirchen an Weihnachten ziemlich voll, an Ostern hingegen vergleichsweise leer sind? In unserer Gemeinde merkt man das (noch) nicht so, aber in manchen evangelischen Kirchen ist das extrem. Das hat vor einigen Jahren die lutherische Bischöfin von Hamburg, Maria Jepsen, zur Forderung veranlasst, die Kirche solle die Krippe stärker betonen, nicht immer nur das Kreuz.

Dem steht allerdings aus Sicht der Theologen aller christlichen Konfessionen entgegen, dass Weihnachten zwar ein Hochfest ist, aber eben nur ein zweitrangiges. Die wichtigste kirchliche Verkündigung lautet nach wie vor: Jesus der Gekreuzigte ist auferstanden. Vor diesem Hintergrund werden manche Prediger nicht müde, an Weihnachten die Festesfreude ihrer Zuhörer durch deutliche Hinweise auf das Kreuz, an dem das Jesuskind sein Leben beenden wird, zu dämpfen.

Was ist nun das Geheimnis des Weihnachtsfestes, dem die Menschen in unserem Lande zu Millionen unterliegen, nicht nur die Kirchgänger, auch viele andere? Offenbar sind es tief unten schlummernde Erwartungen und Sehnsüchte, die den beträcht-



lichen Aufwand rechtfertigen, den wir an Weihnachten betreiben. Das Zusammensein, das Schenken und Beschenktwerden, ist wohl das eine Hauptmotiv. Nicht umsonst ist deshalb nach neueren Umfragen für 84 Prozent der Deutschen das weihnachtliche Beisammensein in der Familie besonders wichtig.

Das zweite Motiv liegt vermutlich darin, dass wir die Geburt eines Kindes feiern und dass uns dieses Fest an unsere eigene Kindheit erinnert. Sie war manchmal vielleicht gar nicht so schön, wird aber nichtsdestoweniger nachträglich verklärt, weil wir das brauchen.

Was sollten wir aus all dem lernen? Beispielsweise könnte man den Pfarrern empfehlen, auch an Ostern eher von Weihnachten zu predigen, nicht umgekehrt. Ich gebe es ja zu, ich bin auch dem Weihnachtsfest auf den Leim gegangen. Ich lasse den Christbaum wenn möglich mindestens bis Heiligdreikönig, das Kripperl bis Maria Lichtmess. Und Silvester stört mit dem lauten Krachen und dem schon am Fasching orientierten Gerpränge meine weihnachtliche Ruhe und Besinnlichkeit. Aber dafür schäme ich mich nicht. Im Gegenteil!

Kein Blatt vor den Mund:**WETTEN, DASS ...**

Vielleicht können Sie sich noch daran erinnern, dass ich vor einigen Jahren zum Thema „Sprung in der Kirche“ eine Wette angeboten habe. Jetzt ist es so weit: Ich muss zahlen, denn der Sprung ist bis jetzt nicht wieder aufgetaucht.

Und dabei war ich mir so sicher. Ich wette eigentlich nur, wenn ich überzeugt bin, dass ich gewinne. Eine ziemlich todsichere Wette ist zum Beispiel auch die über Schnee und Bundesliga-Winterpause. Probieren Sie's mal! Wetten Sie mit irgendeinem Dummen, dass es während der Winterpause keinen Schnee hat, dass er aber kommt, wenn die Fußballer wieder mit dem Kicken begonnen haben. In den letzten Jahren hat das meist funktioniert.

Daneben gibt es aber auch die sogenannten taktischen Wetten. Ein Beispiel, das ich von einem Kollegen habe, dessen Sohn in Mathematik regelmäßig schwächelt: Da wettet der Vater, dass der Sprössling in der nächsten Schulaufgabe Note 4 oder schlechter hat. Was hat das zur Folge? Der Bub strengt sich an, weil er die Wette nicht verlieren will. Und wenn's nicht geklappt hat, bekommt der Vater wenigstens den Wettgewinn. Das ist übrigens zusätzlich noch eine 10:1-Wette, das heißt,

der Vater muss zehnmal soviel zahlen wie der Sohn. So etwas fällt nur echten Pädagogen ein!

Ich weiß natürlich, dass es moralisch verwerflich ist, überhaupt zu wetten. Der Wetter will ja mit seiner Wette das Glück sozusagen erzwingen. Hier sind magische Vorstellungen am Werk, die man eigentlich nur Heiden und Ungläubigen zubilligen kann. Außerdem schwingt etwas von Rechthaberei und Größenwahn mit. Der siegreiche Wetter müsste damit zufrieden sein, dass seine Vorhersage eingetroffen ist. Aber nein, er will dafür noch zusätzlich etwas einheimsen. Höchst unchristlich also! Das findet im Prinzip auch Ihr

Peter Igl

P.S.: Kürzlich habe ich aber wieder Hoffnung geschöpft, dass ich meine Sprung-Wette doch noch gewinne. Bei hellem Sonnenlicht kann man bereits erste Ansätze eines Sprungs erkennen. Ich zeig's Ihnen gerne (am Altarraumbogen ganz rechts oben). Hurra!

Kein Blatt vor den Mund:**WEIN UND BROT IN OBERMENZING**

Beim Lesen der Überschrift haben Sie sich vielleicht gedacht: Aha, jetzt schreibt er was über das Eucharistieverständnis und das gemeinsame Mahl von evangelischen und katholischen Christen, das beim ökumenischen Kirchentag in Berlin so viel Staub aufgewirbelt hat. Weit gefehlt! Ich will Ihnen ein paar Gedanken zum Weinfest in und um die Blütenburg herum mitteilen.

Was war das doch früher für ein schönes, gemütliches Fest, als die Obermenzinger noch unter sich waren! Heute ist es durch den Riesenandrang arg in Mitleidenschaft gezogen. Wer ins Schloss wollte, musste sich Einlasskontrollen unterziehen. Im Umfeld gab es Raufereien. Müllcontainer und sogar ein Motorroller wurden in den See geworfen. Unmengen leerer Flaschen, Scherben und Dosen blieben übrig. Und um auf die Überschrift zu kommen: Das Getreidefeld am Schirmerweg wurde auf einer Fläche von mehreren hundert Quadratmetern niedergetrampelt. Wein und Brot vertragen sich in Obermenzing anscheinend nicht.

Was tun? Nachgedacht und geredet wurde in verschiedenen Gremien schon lange. Ich würde etwas vorschlagen, was der schwedische Ministerpräsident Persson unserem Kanzler Schröder angesichts des Niedergangs der deutschen Wirtschaft empfohlen hat: „Sei rüde und mach es schnell!“ In diesem Fall würde es heißen, das Weinfest ein paar Jahre auszusetzen und danach wieder neu anzufangen, und zwar in kleinerem Umfang als bisher.

Sicher kann man die Veranstalter des Weinfests nicht für die Exzesse im Umfeld verantwortlich machen. Ich bin aber davon überzeugt, dass das sogenannte Jugendtreffen am See ursächlich mit dem Weinfest zusammenhängt. Und ob es sinnvoll ist, ein Versammlungsverbot für die Blütenburgwiese zu verhängen, während drinnen im Schloss das Weinfest wie bisher weiter geht, das bezweifle ich.

Handeln tut Not, es ist Zeit. Das meint jedenfalls Ihr

Peter Igl



Namen – nur Schall und Rauch?

Ist es Ihnen nicht auch schon mal so gegangen: Da werden für Kinder und Enkelkinder Namen gesucht. Zum Schluss schwankt man zwischen zwei oder drei Möglichkeiten. Fast wie durch Zufall wählt man dann einen Namen aus – und nach kurzer Zeit ist der Name mit seinem Träger untrennbar verschmolzen. Man kann sich dann gar nicht mehr vorstellen, dass das Kind leicht anders hätte heißen können.

Es empfiehlt sich also, über die Namensgebung gründlich nachzudenken. Diesen Eindruck hat man heute allerdings oft nicht.

Da werden zum Beispiel Vornamen gewählt, die zum Familiennamen überhaupt nicht passen, etwa Yvonne Bretzenbichler oder Elvis Hintermeier. Auch an die Rechtschreibung denkt keiner, wenn er seine Tochter Germaine oder Jacqueline nennt. Man geht hier lediglich vom Wortklang aus oder davon, dass es vielleicht eine bekannte Person gibt, die so heißt.

Es wäre auch wichtig, sich rechtzeitig über die Bedeutung des Namens zu informieren. Ich kenne zum Beispiel einen Burschen namens Kevin Braun. Wenn die Eltern gewusst hätten, dass Kevin „von Geburt an schön“ heißt, hätten sie es sich wohl anders überlegt. Denn in Verbindung mit dem



Familiennamen ergibt sich nämlich: von Geburt an schön braun!? Kürzlich hat meine Frau erlebt, wie entsetzt eine Mutter war, als sie erfuhr, dass der Name ihres Kindes Joshua nichts anderes ist als die hebräische Form von Jesus. So fromm wollte sie offenbar gar nicht sein. Diese Reihe ließe sich noch lange fortsetzen.

Man sollte auch daran denken, dass man einen Namen sein Leben lang trägt. So kenne ich ein Mädchen mit Namen Susi. Das ist nicht die Verkleinerung von Susanne – das Kind heißt wirklich so. Es ist schwer vorstellbar, dass Susi als Name auch noch für eine alte Dame von 80 Jahren passt.

Ich selber habe natürlich auch gewisse Probleme mit Namen in der Familie. Während es früher den Spruch gab „Hans und Sepp heißt jeder Depp, aber Peter heißt nicht ein jeder“, so hat sich das heute leider geändert. Es gibt kaum mehr einen kleinen Peter, jedenfalls nicht in unserer Familie. Ich versuche es vielleicht einmal mit einer Prämie, um diesen wunderschönen Namen in die nächste Generation zu retten. Sollte es klappen, werde ich Ihnen das freudig mitteilen.

Vorerst grüße ich Sie in froher Erwartung

Peter Igl



A bisserl genauer möcht's schon sein!

Viele von Ihnen haben sich wie ich wahrscheinlich auch schon über Redeweisen geärgert, die nicht ganz korrekt sind. Ein typisches Beispiel dafür ist: Ich gehe hoch – obwohl es eigentlich heißen müsste „hinauf“ oder „nach oben“. Man sagt ja auch nicht: Ich gehe tief. Hier braucht man eine Richtungsangabe (hinauf, hinunter) und keine Angabe über die Größe oder Ausdehnung (hoch, tief).

Aber leider hat sich halt schon vieles in unserer Sprache eingeschliffen, was ungenau oder falsch ist. Ein paar Beispiele:

Der mag das 10. nicht. Eigentlich meint man aber, der mag nur das 10., was man ihm vorsetzt. Alles andere (also 9 Zehntel) lehnt er ab. Oder:

Der Preis stieg ums Doppelte. Dann würde etwas das Dreifache kosten! Das ist aber nicht gemeint. Korrekt wäre: auf's Doppelte.

Oder:

Eine Woche sind in Bayern 8 Tage. Zwei Wochen sind aber nur 14 Tage. Selbst wenn man den ersten und den letzten Tag mitrechnet, werden's nur 15 Tage, aber keine 16.

Oder:

Man sagt Halbmond und meint eigentlich einen Viertelmond. Der korrekte Halbmond wäre ein Halbkreis, also die exakte Hälfte des Vollmonds (wie eine Zitronenscheibe).

Auch in Fragen des Glaubens sollte man sich möglichst genau ausdrücken. Heute ist man aber aufgeklärt, liberal und großzügig und geht gerne über Unterschiede hinweg. In diesem Zusammenhang wird mir da immer ein bisschen mulmig, wenn ich daran denke, dass sich etwa im frühen Christentum wegen der Frage, ob Christus gottgleich oder nur gottähnlich ist, ganze Völkerschaften die Köpfe eingeschlagen haben. Sie erinnern sich vielleicht noch aus dem Geschichtsunterricht an Theoderich und seine Ostgoten, die Arianer waren und deshalb verfolgt wurden.

Seit mir nach einem Gottesdienst, in dem ich vorgebetet hatte, der Kopf gewaschen wurde, weil ich Vater und Sohn durcheinander gebracht hatte, bin ich in Definitionsfragen des Glaubens vorsichtig geworden. Ich hatte damals in der Einleitung zum Vaterunser versehentlich gesagt: „Wie der Vater uns zu beten gelehrt hat ...“ Heute wird – nach dem Motto „Ich und der Vater sind eins“ – oft nicht zwischen Christus und

Tanzen – 50 plus

*Tanz mit – bleib fit!
Tanz und Musik
halten die Welt im Gleise.*

Mit fröhlichen Folkloretänzen aus aller Welt wie Kreistänze, aber auch Rumba und Tango in vereinfachter Form, gestalten wir unsere Tanznachmittage.

Das Wichtigste am Seniorentanz ist und bleibt, dass Menschen Freude an rhythmischer Bewegung erleben, Gemeinschaft im Tun mit anderen erfahren und dadurch aktiviert werden oder weiterhin aktiv bleiben. Tanzen fördert das Herz- und Kreislaufsystem, die Beweglichkeit der Gelenke, die Koordination und Gedächtnisleistung. Die Tänze werden, ähnlich wie beim Volkstanz, angesagt.

Die Tanznachmittage sind jeden 1. und 3. Mittwoch um 14.30 Uhr im Pfarrheim von Leiden Christi.

Termine des zweiten Halbjahres:
04. August, 01. und 22. Sept.,
06. und 20. Okt., 03. und 17. Nov.,
01. und 15. Dez.

Die Tanzgruppe und ich freuen sich auf neue Mittanzende.

Info: Tilly Aull
Tel.: 88 88 717

dem Vater unterschieden. Passen Sie mal z. B. bei den Fürbitten im Gottesdienst auf.

Apropos Vater: Mich würde auch brennend interessieren, was der heilige Josef jetzt genau war: Vater oder Pflegevater oder was sonst noch. Als Gläubige gehen wir davon aus, dass wir es „dereinst“ erfahren werden. Ich glaube aber, dass ich es jetzt schon weiß. Wenn Sie es auch wissen wollen, dann fragen Sie einfach einmal den

Peter Igl

PS: Das nächste Mal möchte ich etwas über „Kindermund und Glaube“ schreiben. Wenn Sie dazu nette Beispiele haben, sagen Sie es mir bitte.

Kindermund und Glaube

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum wir über Witze lachen? Meistens lachen wir über unerwartete Wendungen – also Überraschungen – und über Missverständnisse. So ist es auch bei Kinderwitzen. Hier kommt noch hinzu, dass Kinder mit den oft schwierigen Begriffen aus der Glaubenswelt noch nicht viel anfangen können.

Aber jetzt zu den Beispielen (allesamt aus Obermenzing):

- Ein Kommunionkind betet am Abend nach der Erstkommunion: Lieber Gott, ich danke dir, dass ich jetzt ein Kommunist bin.
- Ein Kind berichtet zu Hause über den Messbesuch: Und Johanna in der Höh ham's gsungen (statt Hosianna).
- Beim Vaterunser: Und besuche uns nicht in der Unterführung (statt führe uns nicht in Versuchung).
- Beim Betreten der Kirche, als das Kind den leisen gregorianischen Choral aus den Lautsprechern hört: Oma, der liebe Gott singt schon!

- Beim Besuch einer Wallfahrtskirche auf dem Land angesichts einer Warteschlange vor dem Beichtstuhl: Papa, müssen die alle aufs Klo?
- Noch einmal Vaterunser: Ist der liebe Gott ein Bäcker? (Wegen der Bitte: Unser tägliches Brot gib uns heute.)
- Unterwegs zur Kirche, als die Glocken läuten: Glocke, wir kommen schon!
- Nach dem Aufstecken einer Kerze vor dem Tabernakel: Jetzt kann der liebe Gott besser sehen.

Besonders ergiebig ist die Advents- und Weihnachtszeit:

- Ein Kind singt: Mache dich auf und wehre dich (statt werde Licht)!
- Ein anderes: Kehrt mit seinem Besen (statt Segen) ein in jedes Haus.
- Oder bei Stille Nacht: Christ, der Rettich ist da (statt Retter).
- Schließlich ein Kind am Grabe der kürzlich verstorbenen Oma auf die Frage, welches Lied es gerne singen möchte: Lasst uns froh und munter sein.

Das soll für heute genügen.

Im nächsten Pfarrbrief gibt's dann wieder einen etwas ernsthafteren Artikel. Und vielen Dank all denen, die mir diese Kinderäußerungen mitgeteilt haben.



Schade darum! – Oder nicht?

Kürzlich ist mir ein Buch in die Hände gekommen, in dem von A bis Z aufgeführt war, was alles in den letzten Jahrzehnten verschwunden ist. Da war unter anderem die Rede von Eisblumen, die es im Zeitalter der Isolierverglasung und Zentralheizung nicht mehr gibt, von der Wäsche an der Wäscheleine, die man seit der Verbreitung von Trocknern nicht mehr sieht. Da wurde darauf hingewiesen, dass die Sonntagskleider der Mädchen und entsprechende Anzüge der Buben abgekommen sind, dass heute kein weibliches Wesen mehr Fräulein heißt, dass man keine Schreibmaschine mehr kaufen kann und beim Zurückschalten im Auto kein Zwischengas mehr geben muss.

Bei allem schwang etwas Wehmut und Bedauern mit, weil mit den Gegenständen und Verhaltensweisen auch ein Stück Leben verschwindet, das damit verknüpft war. Aber ist es nicht auch so, dass der Fluss der Zeit, der vieles fortreißt, zugleich Neues bringt? Ich denke mir das oft, wenn ich von Leuten höre, wie sie über ihren alten Volkswagen reden: Was das für ein tolles Auto war, wie zuverlässig, was alles Platz hatte (auf dem Dach!) usw. Mir ist schon klar, dass man an diesem Auto hing, weil es oft das erste Auto der Familie war.

Aber der VW war halt auch im Winter eiskalt, verbrauchte relativ viel Benzin, war ziemlich laut und hatte wenig Kofferraum.

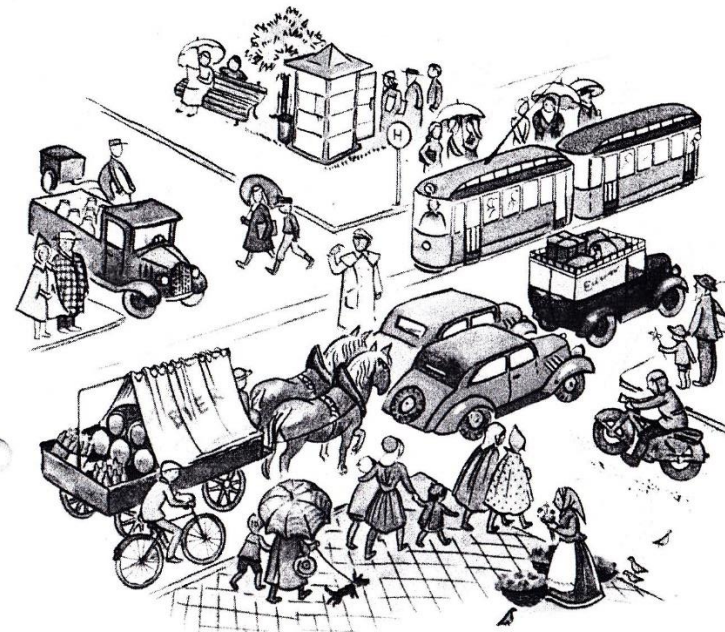
Und wie sieht das im kirchlichen Bereich aus? Was gibt es da alles nicht mehr? In Bezug auf den Gottesdienst z.B. ist festzustellen, dass die lateinische Sprache verschwunden ist und der Priester nicht mehr mit dem Rücken zum Volk zelebriert. Manche Vorschriften wurden abgeschafft, z.B. das Gebot der Nüchternheit bei der Kommunion. Andere, wie das Beichten oder Fasten, werden von den Gläubigen nicht mehr in dem Maße wie früher befolgt. Eine Ursache dafür sehe ich unter anderem darin, dass die Kirche nicht mehr mit Strafen wie der ewigen Verdammnis droht. Das mag mancher bedauern. Ich sehe darin aber durchaus eine positive Entwicklung.

Natürlich will ich nicht verhehlen, dass es auch Dinge in der Kirche gibt, deren Verschwinden mir keine Freude bereitet. Unsere Enkelkinder werden beispielsweise kaum mehr Kapläne erleben, die sich um die Jugendarbeit in einer Pfarrei kümmern. Das geistliche Angebot in unseren Gemeinden überhaupt ist durch die Zusammenlegung von Pfarreien zu Pfarrverbänden vielerorts schon deutlich zurückgegangen.

Wir in Obermenzing haben das bis jetzt noch nicht so deutlich erfahren müssen. In zehn Jahren sieht das aber wohl anders aus. Und an die Diskussion über die Abschaffung von christlichen Feiertagen will ich hier nur kurz erinnern.

Fazit: Wenn etwas verschwindet, kommt nicht automatisch etwas (gutes) Neues nach. Wir sind gefragt und müssen was tun.

Ihr
Peter Igl





Wer sagt schon, was er wirklich meint

Sie kennen sicher das Sprichwort: Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Aus der Erfahrung im Umgang mit Angehörigen, die manchmal über keinen Filter für ihre Sprache verfügen, würde ich noch ergänzen: Auch alte Menschen sagen einem oft ungeschminkt ins Gesicht, was sie denken. Nur wir, die so genannte mittlere Generation, wir halten uns offenbar mit der Wahrheit zurück.

Nach dem letzten Kirchenkonzert habe ich folgendes Gespräch belauscht, das diese Ansicht belegt.

Was einer sagt:

A: Guten Abend, Herr X., freut mich, Sie hier zu treffen.

B: Grüß Gott. Ich habe gar nicht gewusst, dass Sie so ein Kunstfreund sind.

A: Erst seit einiger Zeit. Meine Frau hat mich auf den Geschmack gebracht.

B: Und? Wie hat Ihnen der erste Teil gefallen?

A: Ausgezeichnet. Die Stückauswahl ist schon so interessant. Und erst die Interpretation – großartig!

B: Sie scheinen ja bereits ein Experte zu sein. Mir hat es nämlich auch besonders gut gefallen.

Was er sich denkt:

A: O je, jetzt läuft mir dieses Rindvieh auch noch über den Weg.

B: Wie kann sich denn so ein Kulturbanause hierher verirren?

A: Es ist das erste und vielleicht letzte Mal. Meine Frau bildet sich ein, dass ich mir das anhören soll.

B: Haben Sie vom ersten Teil überhaupt was mitgekriegt?

A: Furchtbar. Die Stücke – richtig langweilig. Und wie sie gespielt haben – nicht zum Anhören.

B: Ich hab's ja gleich gewusst, dass Sie ein Banause sind. Mir hat es nämlich überhaupt nicht gefallen.

A: Darf ich Sie noch auf ein Glas Wein zu uns einladen?

B: Vielen Dank. Wir müssen gleich nach Hause.

A: Schade, vielleicht passt es ein anderes Mal.

B: Man sieht sich hoffentlich bald wieder.

A: Wahrscheinlich trinken Sie sowieso nur ordinäre Getränke wie Bier.

B: Zeit hätte ich schon. Aber von Ihnen will ich nichts geschenkt.

A: Gott sei Dank! Das Geld hätte mich eh gereut.

B: Hoffentlich treffen wir uns so schnell nicht wieder.

Jetzt wollen Sie wahrscheinlich wissen, woher ich weiß, was die Leute sich denken. Ganz einfach: Weil ich es auch so mache. Warum soll's dann bei anderen anders sein?

Peter Igl



Ein Tipp fürs Leben



Wenn die Dinge in Ihrem Leben immer schwieriger werden, wenn 24 Stunden am Tag nicht genug sind, dann sollten Sie sich an den „Blumentopf und das Bier“ erinnern.

Ein Professor stand vor seiner Philosophie-Klasse und hatte einige Gegenstände vor sich. Als der Unterricht begann, nahm er wortlos einen sehr großen Blumentopf und begann diesen mit Golfbällen zu füllen. Er fragte die Studenten, ob der Topf nun voll sei. Sie bejahten es. Dann nahm der Professor ein Behältnis mit Kieselsteinen und schüttete sie in den Topf. Er bewegte den Topf sachte und die Kieselsteine rollten in die Leerräume zwischen den Golfbällen. Dann fragte er die Studenten wiederum, ob der Topf nun voll sei. Sie sagten „ja“. Der Professor nahm als nächstes eine Dose mit Sand und schüttete diesen in den Topf. Natürlich füllte der Sand den kleinsten Freiraum. Er fragte wiederum, ob der Topf nun voll sei. Die Studenten antworteten einstimmig „ja“.

Der Professor holte nun zwei Dosen Bier unter dem Tisch hervor, schüttete den Inhalt in den Topf und füllte somit den letzten Raum zwischen den Sandkörnern aus. Die Studenten lachten.

52. Frühlings 2006

„Nun“, sagte der Professor, als das Lachen langsam nachließ, „ich möchte, dass Sie diesen Topf als Repräsentation Ihres Lebens ansehen. Die Golfbälle sind die wichtigen Dinge in Ihrem Leben: Ihre Familie, Ihre Kinder, Ihre Gesundheit, Ihre Freunde, die bevorzugten, ja die leidenschaftlichen Aspekte Ihres Lebens, welche, falls in Ihrem Leben alles verloren ginge und nur noch diese verbleiben würden, Ihr Leben trotzdem erfüllen würden.“

Die Kieselsteine symbolisieren die anderen Dinge im Leben wie Ihre Arbeit, Ihr Haus, Ihr Auto. Der Sand ist alles andere, die Kleinigkeiten. Falls Sie den Sand zuerst in den Topf geben“, fuhr der Professor fort, „hat es weder Platz für die Kieselsteine noch für die Golfbälle. Dasselbe gilt für Ihr Leben. Wenn Sie all Ihre Zeit und Energie in Kleinigkeiten investieren, werden Sie nie Platz haben für die wichtigen Dinge. Achten Sie auf die Dinge, welche Ihr Glück gefährden. Spielen Sie mit den Dingen. Nehmen Sie sich Zeit für eine medizinische Untersuchung. Führen Sie Ihren Partner zum Essen aus. Es wird immer noch Zeit bleiben, um das Haus zu reinigen oder Pflichten zu erledigen. Achten Sie zuerst auf die Golfbälle, die Dinge, die wirklich wichtig sind. Setzen Sie Prioritäten. Der Rest ist nur Sand.“

Einer der Studenten erhob die Hand und wollte wissen, was denn das Bier repräsentieren solle. Der Professor schmunzelte: „Ich bin froh, dass Sie das fragen. Es ist dafür da, Ihnen zu zeigen, dass, egal wie schwierig Ihr Leben sein mag, es immer noch Platz hat für ein oder zwei Bierchen.“

Verfasser unbekannt

P.S.: Einige Leute haben mich angesprochen, ich sollte diesmal doch über den Christkindlmarkt in der Blutenburg schreiben. Der sei doch früher viel schöner gewesen – mehr Buden, vielfältigeres Angebot usw. Ich bin zwar auch dieser Ansicht, aber dieses Thema ist mir zu heiß. Vielleicht kommen die Veranstalter selber auf Ideen, was man ändern könnte. Bis zum Advent 2006 ist ja noch etwas Zeit.

Peter Igl

Sommer/Herbst
2006



PISA und Religion

Seit Monaten sind unsere Medien voll von Diskussionen über das Abschneiden Deutschlands bzw. Bayerns bei internationalen Schulleistungstests. Es ist schon erstaunlich, was unsere Schüler alles können, vor allem aber, was sie nicht können. Und dabei sind bis jetzt eine Reihe von Fächern noch gar nicht überprüft worden.

Sollte es jemals einen PISA-Test in Religion geben, dann würden uns wahrscheinlich die Augen tropfen. Mein Freund Helmut Zöpfl hat mir kürzlich mögliche Antworten aus einem solchen Test zugeschickt. Einige davon möchte ich Ihnen nicht vorenthalten:

- Manche meinen, dass die Nothelfer der Meister Proper und der Weiße Riese sind,
- der Evangelist Matthäus mit Vornamen Lothar und der hl. Geist Melissen heißt,

- Sodom und Gomorrha ein neues Kabelprogramm sind,
- der Vatikan der Vater von Olli Kahn ist,
- das neue Testament eine Nachlasserkklärung ist,
- Ostern das Gegenteil von Western ist,
- die Frau Odes die Frau von Herodes war,
- die Bergpredigt die Ansprache zum Starkbieranstich am Nockherberg ist,
- die Weisen aus dem Morgenland so geheißen haben, weil sie keine Eltern mehr hatten usw.

Sicher ist das humorvoll überzeichnet. Wie weit es mit den Kenntnissen in Religion bei unseren Kindern und Enkeln aber tatsächlich her ist, das können Sie selber leicht überprüfen. Fragen Sie doch zum Beispiel einmal nach, warum wir Weihnachten, Ostern oder Pfingsten feiern. Sie werden sich wundern.

Was tun? Man kann natürlich in das übliche Klagelied einstimmen und auf die Schulen schimpfen, die den Kindern nichts mehr beibringen. Man kann aber auch an die eigene Brust klopfen und versuchen, das Problem selbst in die Hand zu nehmen. Ich jedenfalls habe vor, jeden Sonntag in Zukunft religiöse Fragen und ihre Antworten mit meinen Enkelkindern zu besprechen. Bitte verraten Sie nichts davon, damit die Kerle den Braten nicht riechen und rechtzeitig vor mir Reißaus nehmen.

Peter Igl



Winter 2006



Flagge zeigen

Das heurige Jahr war in München besonders geprägt durch zwei Großveranstaltungen, die Fußballweltmeisterschaft und den Papstbesuch.

Zunächst die Weltmeisterschaft. So eine heitere, fröhliche Stimmung hatte die Stadt schon lange nicht mehr erlebt. Man fühlte sich direkt an die Olympischen Spiele von 1972 erinnert. Aber 1972 wurde meines Erachtens sogar noch übertroffen. Eindrucksvoll war insbesondere der Umgang der Deutschen mit ihrer Nationalflagge. Überall, wo man hinkam, gab es schwarzrot-goldene Fahnen. Ich habe sie nicht nur eingeklemmt in den Seitenfenstern vieler Autos gesehen – eine tolle Erfindung übrigens –, sie hingen an Baukränen, aus Fenstern, an Zäunen und Bäumen. Zahlreiche Schlachtenbummler hatten sich auch in dreifarbige Tücher gehüllt, manche von ihnen sich sogar ihr Gesicht entsprechend bemalt. Fünzig Jahre lang, also über zwei Generationen, traute man sich nicht recht, sich zu seinem Land zu bekennen. Man wollte nicht in eine bestimmte Ecke gestellt werden. Jetzt wurde erstmals in großem Umfang ein unverkrampftes Verhältnis zum eigenen Land und seinen Symbolen offenbar. Und diejenigen, die »Flagge zeigen«, waren nicht geprägt von brauner Dumpfheit und rassistischer Überheblichkeit, sondern vielmehr von Heiterkeit und Weltoffenheit.

Beim Papstbesuch im September versuchte man ein wenig an die Erfahrungen der Weltmeisterschaft anzuknüpfen. Aber das war nicht ganz leicht und gelang auch nur teilweise. Es ist halt doch einfacher, sich zu König Fußball zu bekennen als zu Papst und Kirche. In den Straßen, durch die Papst Benedikt fuhr, wurden schon auch viele Fähnchen geschwenkt. Die waren allerdings – das muss man zugeben – größtenteils von den Organisatoren bereitgestellt. Aber die Stimmung war gut. Ich war beim großen Gottesdienst auf dem Messegelände in Riem dabei und habe die Menschen dort als heiter, nachdenklich und konzentriert erlebt – so wie ich mir das erhofft hatte.

Papst Benedikt hat übrigens auch »Flagge gezeigt.« Am Ende des Gottesdienstes in Riem spendete er einen Segen, der an den alten Wettersegen angelehnt war. Da hieß es zum Schluss: »Gott segne die Frucht eurer Arbeit.« Und es sollte weitergehen – »und euer Land.« Nach einem kurzen Stocken sagte er – »und unser Land.« Ich war richtig gerührt.

Wie können wir Flagge zeigen? Spätestens bei der Fronleichnamprozession im nächsten Jahr können wir wie früher die Häuser am Prozessionsweg mit farbigen Tüchern schmücken – oder wenigstens mitgehen. Damit rechne ich fest.

Peter Igl



Die Hallo-Generation

Wenn ich von jungen Leuten begrüßt werde, dann geschieht das – wenn überhaupt – meist mit dem Wort „Hallo“. Da reißt es mich dann zumindest innerlich, weil ich dieser Äußerung keinen besonderen Gehalt zumesse. Nach meinem bisherigen – vielleicht etwas bescheidenen – Verständnis ist das ein Ruf, mit dem jemand auf sich aufmerksam machen möchte. So erlebe ich es beispielsweise, wenn der Fahrer eines Postautos am Gartenzaun „Hallo“ ruft, um mir im hintersten Eck des Grundstücks zu signalisieren, dass er ein Paket für mich hat.

In schlaun Büchern werden verschiedene Möglichkeiten der Herkunft des Wortes „Hallo“ diskutiert. Eine besonders einprägsame Version kommt aus dem Französischen. Zu Zeiten, in denen Fäkalien nicht durch eine Kanalisation entsorgt wurden, sondern die Eimer durch die Fenster auf die Straße entleert wurden, warnen die Bewohner die Passanten auf der Straße mit „à l'eau“, was soviel heißt wie „Vorsicht, es kommt ein Wasserschwall!“ Aus diesem „à l'eau“ entstand das Wort „Hallo“. Wundern Sie sich da noch, dass ich nicht besonders gerne mit „Hallo“ begrüßt werden möchte?

Wie schön ist doch dagegen der traditionelle Gruß „Grüß Gott“! Damit „outet“ man sich aber natürlich auch. Zum einen bekennt man sich zu einer speziellen

landsmannschaftlichen Gepflogenheit. Zum anderen tut man kund, dass der Mensch in einer besonderen Beziehung zu Gott steht. Mir ist das erstmals vor ein paar Jahren so richtig bewusst geworden, als jemand in einem der neuen Bundesländer auf das „Grüß Gott“ schroff geantwortet hat: „Mit dem will ich eigentlich nichts zu tun haben.“ So weit sind wir inzwischen gekommen.

Sicher wird unser „Grüß Gott“ auch oft gedankenlos verwendet. Deshalb sollte man sich schon ab und zu einmal vergegenwärtigen, was es bedeutet oder bedeuten könnte. In einem Gebet von Jörg Zink heißt es: „Schenke mir deine Liebe, Gott, dass ich dich wiederfinde in den Menschen.“ Da ist es: Gott im Anderen erkennen und grüßen. Einen unserem „Grüß Gott“ vergleichbaren Ausdruck gibt es übrigens auch bei den Indern. Dort heißt es „Namaste“ und das bedeutet: „Ich grüße Gott bzw. das Göttliche in dir.“

Schon erstaunlich, gell!? Das findet jedenfalls Ihr

Peter Igl



Kinder in Obermenzing

Wenn ich mit Leuten aus anderen Pfarrgemeinden in der näheren oder weiteren Umgebung zu sprechen komme, dann sind sie oft erstaunt, mit welchen Kinderzahlen unsere Gemeinde aufwarten kann: Pro Jahr sind es 130 bis 150 Taufen. Heuer hatten wir 112 Kommunionkinder, die sich auf drei Sonntage verteilen, und immerhin noch 88 Firmlinge. Von den Zahlen her gesehen ist das doch eigentlich eindrucksvoll. Viele junge Obermenzinger Ehepaare entscheiden sich entgegen dem allgemeinen Trend erfreulicherweise für Kinder.

Was die Kindergartenplätze betrifft, hat unser Stadtteil kräftig aufgeholt. Vor dem Bau des Pfarrkindergartens, der 1973 fertig wurde, hatten lediglich 10 % der Kinder die Möglichkeit zum Kindergartenbesuch. Inzwischen sind neben kleineren privaten Einrichtungen neue Kindergärten in der Glasunowstraße und am Sanderplatz hinzugekommen. Außerdem wurde für den Bereich Schäferwiese ein Kindergarten gebaut. Schließlich erhielt unser Pfarrkindergarten heuer im neu errichteten 1. Stock einen weiteren Gruppenraum, der dringend erwartet wurde. Damit hat sich das Platzangebot deutlich erhöht. Man könnte also zufrieden sein.

Nein, eigentlich doch nicht! Was fehlt, sind Krippenplätze. Angestoßen von der derzeitigen Bundesfamilienministerin von der Leyen hat sich heuer im Frühjahr eine heiße Diskussion in Deutschland entwickelt, in der manche Kirchenvertreter leider keine gute Figur machten. Jetzt ist es aber auch in der deutschen Bischofskonferenz klar: Ziel ist eine echte Wahlfreiheit für Eltern, sodass sie sich entscheiden können, ohne finanzielle Not zu Hause zu bleiben oder das Kind in eine Kinderkrippe zu schicken. Diese Wahlfreiheit wird in den nächsten Jahren einiges Geld kosten. Was uns in Obermenzing betrifft, sollten wir uns nicht mit dem erreichten Stand bei den Kindergärten zufrieden geben. Vielmehr sollten wir mit kirchlichen und kommunalen Stellen ins Gespräch kommen, um Möglichkeiten zur Verbesserung der Betreuungssituation von Kleinkindern auszuloten. Die Zeit drängt. Gute Kinderbetreuung ist lebenswichtig für unsere jungen Familien.

Peter Igl



Dialekt auf dem Rückzug

Te 16

Von einem jungen Vater habe ich kürzlich den gequälten Aufschrei gehört: Hilfe, unsa Bua wird a Breis! Für norddeutsche Leser: Hilfe, unser Junge wird ein Preuße! Da könnte man vielleicht sagen, dass das nicht so schlimm ist. Ist es aber!

Aktuelle Forschungsergebnisse und Großstudien (z.B. DESI) belegen, dass zwei- und mehrsprachig aufwachsende Kinder hinsichtlich der Konzentrationsfähigkeit, divergentem Denken und sprachlicher Kreativität ihren Altersgenossen überlegen sind.

Ich will ja gar nicht, dass die Kinder bei uns nur Dialekt sprechen. Sie sollen in beiden sprachlichen Systemen zu Hause sein und davon – je nach Situation – Gebrauch machen.

Leider gibt es immer noch Eltern, die glauben, der Dialekt würde den Kindern in der Schule Nachteile bringen, weil man manches anders sagt, als man es schreibt. Es ist aber längst bewiesen, dass normal begabte Kinder bei der Umstellung von gesprochenem Dialekt auf Schriftsprache keine Probleme haben. Der Verlust des Dialekts stellte dagegen meiner Ansicht nach eine sprachliche Verarmung dar.

Manche Eltern, die selbst Dialekt sprechen, sagen mir, sie würden gerne den Dialekt zu Hause pflegen. Sie haben aber keine Chance, weil die Kinder bereits im Kindergarten durch andere sprachliche Vorbilder stärker beeinflusst werden und den eventuell vorher zu Hause erlernten Dialekt wieder ablegen.

Hier müsste man ansetzen, wenn man etwas verändern wollte. Ich schlage deshalb allen Ernstes vor, in unserem Kindergarten in Zukunft Bairisch anzubieten. Dazu braucht man natürlich eine Erzieherin, die das kann. Das dürfte aber nicht all zu schwer sein. Dialektsprecher gibt es auf dem Land noch in größerer Zahl. In München ist die Situation freilich anders. In den letzten Jahren hat man auch eine ganze Reihe von Dialekt-Kinderliedern ausgegraben bzw. neu gemacht. Sogar ein Liederbuch ist entstanden (Beim Bimperlwirt, beim Bamperlwirt). Hilfen gibt es also. Man muss nur wollen.

Ihr Dialektfan

Peter Igl



Brauchen Sie auch immer ein Happy End?

hal

Das Bauerntheater in Obermenzing hatte im Herbst 2006 mit dem Stück „Ratsch und Tratsch“ einen rauschenden Erfolg. Dennoch wurde von einer Reihe von Zuschauern beklagt, dass ein positiver Abschluss gefehlt habe. In der Tat wurde der Bauer Franz Erbhofer durch einen Teil der Dorfbewohner gemobbt – wie man heute sagt – und verließ in seiner Verzweiflung Haus und Hof.

Das Problem war dabei nicht, dass die Darstellung nicht überzeugend war. Es fehlte einfach der glückliche Ausgang, das Happy End. Und das wollen die Zuschauer eben haben, vor allem bei einem Stück im Bauerntheater. Mir war das damals nicht so klar wie heute. Es wäre aber überhaupt nicht möglich gewesen, dem Stück ein Happy End zu verpassen, denn der tragische Ausgang ergab sich ganz konsequent aus dem Ablauf der vorhergehenden Spielszenen. Bei unserem letzten Stück „Fünfzig Minuten Verspätung“ im vergangenen November war das anders. In der von der Autorin vorgelegten Fassung wären die beiden Hauptdarsteller, die Kioskbesitzerin Grete Lachauer und der Bahnhofsvorsteher Schorsch Brandl, zum Schluss zwar eigentlich nicht zusammengekommen. Es war aber ganz leicht, ein Happy End zu schaffen.

Es musste nur ein Wort geändert werden: Aus nein (zur Fahrt nach Venedig) wurde ja – und alles löste sich in Wohlgefallen auf. Ich hatte keine Scheu, diese kleine „Korrektur“ vorzunehmen, und alle waren zufrieden.

Woher kommt es aber, dass die meisten Leute ein Happy End wollen? Ich habe einmal den Satz gelesen: Bei jedem guten Krimi geht es um verkappte Theologie. Da ist wohl was dran. Unser Glaube verheißt ein gutes Ende. Deshalb sind wir nicht zufrieden, wenn ein Stück einen negativen Ausgang nimmt. Mag das Gute während des Ablaufs der Handlung noch so oft unterliegen, wenigstens ganz zum Schluss muss es den Sieg davontragen. Ich lese sehr gerne Krimis von Donna Leon. Mich nervt dabei aber tödlich, wenn der Mörder zwar überführt ist, aber nicht bestraft werden kann, weil die politischen Verhältnisse dies verhindern. Das ist ein Angriff auf mein Gerechtigkeitsgefühl. Ich brauche halt zum Schluss eines Buchs den Sieg des Guten über das Böse. Vielleicht geht's Ihnen genauso. Ich hoffe es.

Ihr
Peter Igl

Obdachlose – ade!

Nach über 20 Jahren wird jetzt die Unterkunft für Obdachlose im Keller unter unserem Kirchturm geschlossen. Schade! Anscheinend war kein Bedarf mehr dafür vorhanden, nachdem inzwischen an verschiedenen Stellen im Stadtgebiet entsprechenden Einrichtungen geschaffen worden sind.

Ich war eigentlich immer ein bisschen stolz darauf, dass wir so etwas in Obermenzing hatten, noch dazu an solch einem besonderen Ort, nämlich direkt unter dem Altar. Unsere Turmbewohner hatten sich den ehemaligen Luftschutzkeller aus dem 2. Weltkrieg selbst ausgebaut. Es gab nicht nur Möglichkeiten zur Übernachtung, sondern auch zum Kochen und entsprechende sanitäre Einrichtungen. Wenn man nicht besonders anspruchsvoll war, konnte man es dort sogar einigermaßen gemütlich finden. Das geht nun zu Ende.

Was waren das nun für Leute im Turm? In den ersten Jahren hatte ich relativ viel Kontakt mit ihnen. Es waren Menschen, die durch einschneidende Ereignisse wie Krankheit, Unfall, Tod eines engen Angehörigen, Scheidung oder Kündigung aus dem so genannten bürgerlichen Leben hinaus katapultiert worden waren. Bis sie bei uns im Turm landeten, hatten sie schon einen längeren leidvollen Weg hinter sich und waren in der Regel verschreckt, unsi-

cher und ohne Auftrieb. Sie hatten auch einschlägige Erfahrungen mit Polizei, Kontrolleuren in U- und S-Bahn sowie Hausbesitzern, wenn sie in Garagen oder Gartenhäusern übernachtet hatten.

Das seelische Befinden der Turmbewohner erschloss sich mir zumeist, wenn ich – was ich früher gerne tat – zu ihnen zum Kartenspielen ging. Ich bin auf diesem Gebiet kein besonderer Star, aber meine größten Erfolge hatte ich bei diesen Gelegenheiten. Wenn ich etwa beim Watten mit eher mäßigen Karten »ausschaffte«, gaben die Obdachlosen oft mit viel besseren Karten als meine das Spiel verloren.

In einem Stadtteil, wo es von Doktoren, Professoren, Direktoren oder Präsidenten nur so wimmelt, waren die Obdachlosen ein soziales Gegengewicht. Jetzt müssen wir uns erst wieder auf die Suche nach den Armen und Benachteiligten, den Ausgestoßenen und Verletzten machen. Es gibt viele davon auch in unserer Gemeinde, man kennt sie nur häufig nicht. Die Turmbewohner hingegen kannte man und man wusste, wo sie waren.

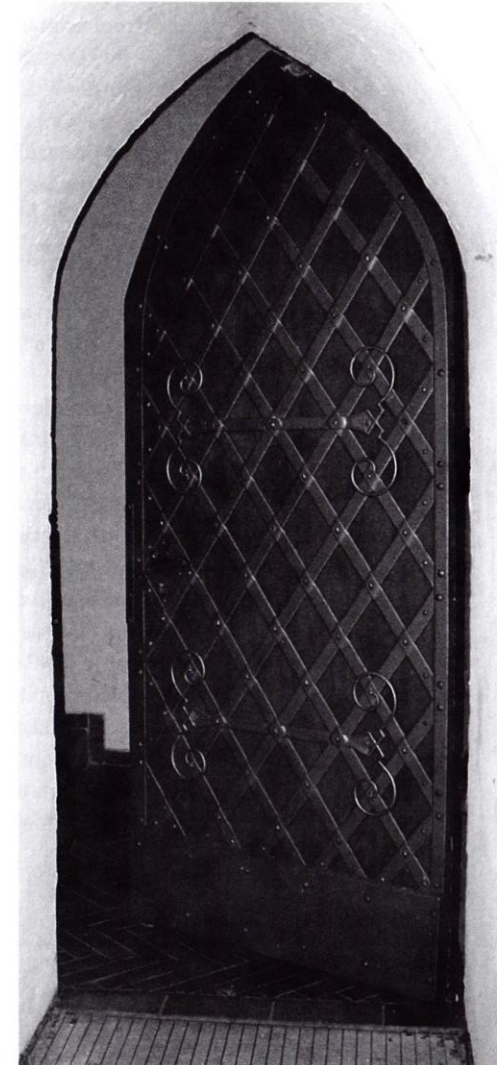
Ich denke gerne an sie zurück: Zum Beispiel an den Peter, der uns einmal beim Streichen unseres Treppenhauses half, aber einen winzigen Pinsel verwendete,

Sommer 2008

damit er halt möglichst lange bei uns bleiben konnte. Oder an den Guido, der an manchem Sommerabend mit uns auf der Terrasse saß und zu Liedern aus seiner Allgäuer Heimat mit den Löffeln schlug.

Mir wird auch der in München sicher einmalige Geruch abgehen – eine Mischung aus Kässocken, Küchendunst und Weihrauch. Ihnen vielleicht auch.

Ihr
Peter Igl



Darf's auch a bisserl weniger sein?



Wenn man im Metzgerladen beim Einkaufen ist, wird man häufig gefragt: Darf's auch a bisserl mehr sein? Und meistens stimmt man dann zu, weil man's gar nicht übers Herz bringt, dass vom schönen Stück Fleisch oder Wurst noch etwas weggeschnitten wird.

Auch wenn der Übergang jetzt etwas hart ist: Bei unserem Glauben geht es eher anders herum. Da heißt die Devise oft, dass es lieber a bisserl weniger sein sollte. Im Laufe seines Lebens hat man sich da von einigen Teilen der vollen, das heißt offiziellen Lehre verabschiedet. Das gilt sowohl für das, was man glaubt, als auch für das, wie man lebt. Der Eine begnügt sich zum Beispiel mit zwei göttlichen Personen – Gott Vater und Sohn – und lässt die dritte Person, den heiligen Geist, einfach weg. Der andere hält – vielleicht angeregt durch den Islam – Jesus nur für einen Menschen oder Propheten, aber nicht für Gott. Ein Dritter hat die Lehre der Wiedergeburt aus östlichen Religionen in seinen Glauben übernommen und das Weiterleben nach dem Tod, wie es traditionelle christliche Vorstellung ist, gestrichen. Bei den moralischen Grundsätzen, die die Kirche vorgibt, werden sicher noch viel mehr Abstriche gemacht.

Vor Jahren habe ich bei einem Freund die Katholische Dogmatik von Gerhard Ludwig Müller gesehen und ein wenig drin herum geblättert. Da mich einiges auf Anhieb interessiert hat, habe ich Professor Müller gebeten, mir ein verbilligtes Autorenexemplar zu besorgen. Beim Abholen in seinem Haus habe ich spaßeshalber zu ihm gesagt, ich würde beim Lesen überall dort, wo ich mit dem Glauben Probleme hätte, einen gelben Zettel an den Rand kleben. Nach einiger Zeit trafen wir uns wieder. Da fragte er mich, wie viele Zettel ich beim Lesen angebracht hätte. Ich antwortete, dass es von solchen Aufklebern geradezu wimmeln würde. Daraufhin lachte er und sagte, das sei nicht so schlimm, wenn nur die Grundsätze stabil blieben.

Das ist es wohl! Es kommt auf die wichtigsten Grundsätze des Glaubens an. Aber wo fangen sie an bzw. hören sie auf? Ich überlege mir jedenfalls schon manchmal beim Gottesdienst, ob ich im Credo noch aus vollem Herzen das Wort katholisch sprechen kann. Geht's Ihnen vielleicht ähnlich?

Peter Igl

61.



Kein Blatt vor den Mund Gedanken zur Gemeindereform

Am Kirchweihfest im vergangenen Herbst hat Pfarrer Stahlschmidt in seiner Predigt erstmals die in unserer Diözese bereits seit längerer Zeit laufenden Überlegungen zu einer Gemeindereform erwähnt und darauf hingewiesen, dass es in Bezug auf Leiden Christi zum Beispiel den Vorschlag einer Kooperation mit St. Leonhard gibt.

Es hat mich gewundert, dass diese Nachricht – soweit ich das beobachten konnte – mit ziemlicher Ruhe und Unaufgeregtheit aufgenommen wurde, obwohl darin doch einiges an Sprengstoff verborgen liegt. Aber die Menschen in Obermenzing denken wahrscheinlich, dass sich hier nichts ändert, solange Pfarrer Stahlschmidt da ist. Und danach wird es – so meint man vielleicht auch – für Leiden Christi bei der beträchtlichen Größe der Pfarrei auch wieder einen Pfarrer geben. So würde also alles in etwa so bleiben wie bisher.

Ich fürchte, dass das eine falsche Hoffnung ist. Was könnte denn Kooperation mit einer Nachbargemeinde heißen? (Den Begriff Pfarrverband will man offenbar vermeiden.) Soll man zum Gottesdienst in die andere Gemeinde wandern? Doch wohl kaum. Macht St. Leonhard die Jugendarbeit und ist Leiden Christi dann für die Senioren zuständig? Auch das kann man sich nicht recht vorstellen. Wahrscheinlich ist es

halt dann doch so wie bei den alten Pfarrverbänden auf dem Land: Der Pfarrer wandert – die Gemeinde bleibt. Das kennen wir schon vom Gymnasium her: Die Klasse bleibt im Zimmer sitzen, die Lehrer wandern abgehetzt im Stundentakt von einer Klasse zur andern. Dieses Modell behagt mir überhaupt nicht. Die Überarbeitung der Pfarrer ist schon vorprogrammiert.

Unser neuer Erzbischof sagt über die geplante Reform, die freilich noch gründlich beraten wird, dass es in Zukunft nur so viele Gemeinden geben soll, wie es Priester gibt. Was machen wir aber dann, wenn wir in München vielleicht einmal nur noch 10 Priester haben werden oder gar noch weniger? Soll es dann auch nur noch so viele Gemeinden wie Priester geben? Dieses Modell trägt meines Erachtens nicht. Muss



Caritas-Haussammlung



es nicht umgekehrt sein? Jede lebendige, existenzfähige Gemeinde braucht und erhält einen Leiter, ob er nun Priester ist oder nicht. Einige Diözesen in der Schweiz verfahren entsprechend einem Passus im Codex Iuris Canonici, nach dem im Notfall ein Gemeindeleiter eingesetzt werden kann, der nicht Priester ist. Dieser Notfall ist auch bei uns schon eingetreten. Glückliche Schweiz! Bei uns traut man sich das offenbar (noch) nicht.

Das für unsere Diözese eingesetzte pastorale Zukunftsforum soll bis Ostern 2010 seine Ergebnisse präsentieren. Ich bin neugierig, was dabei herauskommen wird. Es gäbe vieles, über das im Hinblick auf die Arbeit unserer Pfarrgemeinden nachzudenken wäre. Die tief greifenden gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahre würden eigentlich Konsequenzen verlangen. Aber so wie es aussieht, ist der einzige Anlass zur momentanen Gemeindereform der Priestermangel. Das ist zwar ein wichtiger Gesichtspunkt, aber längst nicht alles. Das meint jedenfalls Ihr

Peter Igl

Immer wieder haben wir darauf hingewiesen, dass wir große Probleme damit haben, Nachfolger für Sammler zu finden, die wegen Alter oder Krankheit ausscheiden. Wir können aber auf die Sammelerträge nicht verzichten; 40 % davon verbleiben in der Gemeinde und stellen somit die finanzielle Basis für die Sozialarbeit der Pfarrei dar, 60 % erhält unsere örtliche Caritas.

Nicht nur die Gemeinde, sondern auch unser Caritaszentrum braucht unsere Unterstützung. Wenn die Sammler Sie nicht angetroffen haben oder in Ihrer Straße nicht mehr gesammelt wird, bitten wir Sie um Überweisung Ihrer Spende mit der beiliegenden Zahlkarte.

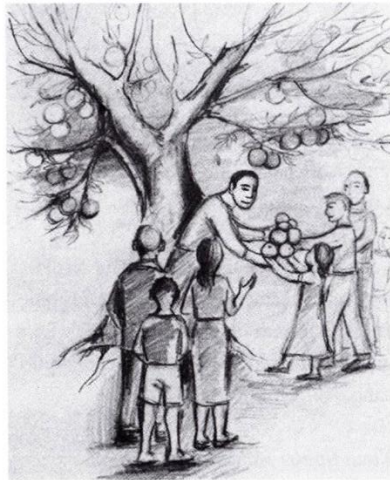
Wir hoffen, dass Sie dafür Verständnis haben. Es wäre schön, wenn die Leser unseres Pfarrbriefes dieses Anliegen in ihre Nachbarschaft hineinbringen könnten, da bei der Haussammlung alle, nicht nur Katholiken, um einen Beitrag gebeten werden.

Klaus Günter Stahlschmidt



Kein Blatt vor den Mund Nachbarschaft in Obermenzing

Immer wieder einmal kann man in der Zeitung lesen, dass jemand mehrere Wochen oder noch länger tot in der Wohnung lag, und niemand hatte ihn vermisst. In Obermenzing habe ich so eine schreckliche Geschichte bis jetzt zwar noch nicht gehört, aber ausgeschlossen ist das auch bei uns nicht. Unser Stadtteil ist in den letzten Jahrzehnten für viele zu einer bloßen Schlafstadt geworden, in der man nur mehr die Nacht verbringt. Arbeit und Freizeitgestaltung finden größtenteils anderswo statt. Und die Nachbarn kennt man nicht, zum Teil will man sie auch gar nicht mehr kennen. Leute, die neu hierher ziehen, stellen sich inzwischen oft nicht einmal mehr bei den Nachbarn vor, was früher eine Selbstverständlichkeit war.



Alte Leute, die noch den Krieg in Obermenzing erlebt haben, schwärmen dagegen von der guten Nachbarschaft, die es damals hier gab. Alle halfen zusammen, wenn Not am Mann war. Man beseitigte gemeinsam die Kriegsschäden an den Häusern und in den Gärten und teilte sogar die Lebensmittel miteinander. Selbst wenn sich manches in der langen Zeit, die seit dem vergangen ist, schon ein bisschen verklärt hat, so trifft es sicher zu, dass man sich damals weniger hinter den Hecken und Zäunen verschanz hat, als das heute der Fall ist.

Gottseidank gibt es aber auch erfreuliche Beispiele. Da finden in manchen Straßen jedes Jahr Straßenfeste statt, die von den Nachbarn gemeinsam vorbereitet und recht gut besucht werden. Von manchen Ecken in Obermenzing kenne ich auch den Brauch, dass man an Silvester dort nicht in den Häusern bleibt, sondern sich um Mitternacht auf der Straße trifft, um gemeinsam auf des Neue Jahr anzustoßen. Ich weiß auch, dass hier ein Trompetenspieler jahrelang am Heiligen Abend um 19 Uhr von seiner Terrasse aus Weihnachtslieder in die Nacht hinaus geblasen und damit seine Nachbarn erfreut hat.

Vielleicht haben Sie selber auch ein paar Ideen, wie man die gute Nachbarschaft in

Sommer 2009

Vorschau: Firmung 2010

Ihrer Umgebung fördern könnte. Wie in vielen anderen Bereichen gilt auch für die Nachbarschaft: Wenn man sie beizeiten pflegt, dann hat man sie auch, wenn man sie einmal braucht, und wenn es nur darum geht, dass die Nachbarin sich um die Katze kümmert, wenn man einmal ein paar Tage verreist ist.

Ist ihnen übrigens schon einmal aufgefallen, dass der Begriff »Nachbar« eine große Ähnlichkeit mit einem Begriff hat, der in der Bibel eine wichtige Rolle spielt, nämlich dem »Nächsten«? Das kann doch wohl kein Zufall sein. Das meint jedenfalls

Ihr Obermenzinger Nachbar
Peter Igl

*Liebe Pfarrbrief-Leser und -Leserinnen,
wie halten Sie es mit der Nachbarschaft? Kennen Sie ihre Nachbarn oder sind Sie froh, wenn Sie niemanden sehen? Beschreiben Sie uns Ihre nachbarschaftlichen Beziehungen (und geben Sie die Briefe im Pfarrbüro ab), dann können wir im nächsten Pfarrbrief berichten, wie es um die Obermenzinger Nachbarschaft 2009 bestellt ist.*

*Vielen Dank!
Die Redaktion*

Wir möchten alle Jugendlichen, die sich freiwillig firmen (stärken) lassen wollen, einladen, sich zur Firmung 2010 anzumelden.

Alle Jugendlichen, die im Zeitraum vom 01.07.1995 bis zum 30.06.1996 geboren wurden, werden von uns angeschrieben. Sie bekommen bis Spätherbst von uns die Einladung zur Firmung. Da unser Meldesystem aber nicht vollständig ist, bitten wir Sie gegebenenfalls Freunde und Bekannte auf die Firmanmeldung hinzuweisen.

Die Firmvorbereitung beginnt mit der persönlichen Anmeldung im Spätherbst. Die genauen Termine geben wir noch bekannt.

Die Firmung findet voraussichtlich Anfang der Fastenzeit 2010 statt; der Termin wird vom Ordinariat noch festgelegt.

Wer zur angegebenen Altersgruppe gehört, sich aber später firmen lassen will, möchte bitte im Pfarrbüro Bescheid geben.

Für weitere Fragen wenden Sie sich bitte an den Jugendseelsorger:

Gerhard Zanker
Gemeindereferent
Tel. 891141-15.

63.



Kein Blatt vor den Mund Bettler in München

Die Situation erlebe ich immer wieder: Ich sehe einen Bettler in der Innenstadt sitzen. Er hält mir die ausgestreckte Hand entgegen. Ich kämpfe mit mir und überlege, ob er wirklich in Not ist oder ob er einer Bande angehört, bei der das Geld von den Hintermännern eingesackt wird. Inzwischen geht eine Frau hin und wirft ihm eine Münze in den Hut. Ich bin zunächst aus dem Schneider und gehe weiter. Mein schlechtes Gewissen ist wieder etwas beruhigt. Der Bettler hat Hilfe erfahren, allerdings nicht durch mich.

Vor einiger Zeit hat mich nachmittags in der Sonnenstraße eine etwa 40-jährige Frau angesprochen und mich gefragt, ob ich ihr für eine Übernachtung Geld geben könnte. Sie käme an diesem Tag mit dem Zug nicht mehr nach Hause (österreichisch-ungarische Grenze) und wolle sich – da sie kein Geld mehr hatte – nicht mitten in der Großstadt die Nacht um die Ohren schlagen. Vorausgesetzt, dass die Geschichte stimmt, habe ich mir gedacht, dass man vielleicht für 40 Euro in München übernachten könnte, und habe ihr nach kurzem Nachdenken 20 Euro gegeben. Dabei ging ich davon aus, dass sie das noch fehlende Geld sicher von jemand anderem bekommen würde. Hinterher habe ich mich geärgert, weil ich mich mit Geld wieder einmal „freigekauft“ hatte. Ich hät-

te mit ihr eigentlich zu einer Unterkunft gehen und mich als Ortskundiger um eine Übernachtung kümmern sollen. Aber die Zeit dafür wollte ich nicht opfern. Übrigens gibt es durchaus preiswerte Übernachtungsmöglichkeiten in München. Wenn man von der S-Bahnstation Hauptbahnhof nach oben in Richtung Bahnsteige geht, findet man rechts an der Wand vor der letzten Rolltreppe entsprechende Hinweise.

Leider muss man halt oft befürchten, dass die von einem Bettler angegebene Notsituation vorgetäuscht wird und es eigentlich nur darum geht, Geld zu beschaffen. Früher haben Bettler, die im Pfarrbüro geläutet und um Essen gebeten haben, einen Gutschein bekommen, den sie z. B. in einer Bäckerei in der Nähe gegen Naturalien eintauschen konnten. Nach schlechten Erfahrungen hat man das allerdings wieder aufgegeben, denn es ist häufig vorgekommen, dass Bettler die Gutscheine vor den Läden gegen Geld eingetauscht haben. Jetzt gibt es bei Bedarf wieder belegte Brote.

Was also tun? So gut wie alle, die sich in diesem Milieu auskennen, sagen, dass man mit den Bettlern ins Gespräch kommen und ihnen nicht einfach Geld geben soll. Natürlich kann man nie davor sicher sein, von einem Bettler „geleimt“ zu werden.

Winter 2009/10

Denn die meisten beherrschen natürlich alle gängigen Tricks. Gerade deshalb ist es sehr schwierig, die herauszufinden, die sich in einer wirklichen Notlage befinden. Ein Zeichen, dass jemand zu einer Bande gehört, kann sein, dass der Bettelnde Verletzungen oder Krankheiten präsentiert. Auch bei Bettlern, die mit Babys unterwegs sind, sollte man vorsichtig sein.

Ich würde mich freuen, gelegentlich von Ihnen zu hören, welche Erfahrungen Sie mit Bettlern gemacht haben.

Peter Igl



Aus unserer Bücherei

Die katholische öffentliche Bücherei Leih Christi bietet sich als Kommunikationsort in kirchlicher Trägerschaft an und trägt zum Bild einer lebendigen Pfarrgemeinde bei.

Sie steht für alle offen, gleich welcher Konfession, Herkunft oder Alter.

Sie finden uns im Pfarrhaus Eingang Nordseite, Untergeschoss.

Öffnungszeiten:
Sonntag, 11–12.30 Uhr
Mittwoch, 8.30–10 Uhr
Donnerstag, 15–18 Uhr
Während der Ferien ist die Bücherei geschlossen. Die Ausleihe ist vier Wochen kostenfrei.

Unsere Schwerpunkte:
Kinderbücher, Spiele, DVDs, CDs und Kassetten, Unterhaltungsliteratur für sie und ihn, Sachbücher, z. B. Biografien, Religion, Praxis, Zeitschriften monatlich: Test-Heft, Landlust, Der schöne Garten und GEO.

Wenn Sie gemütlich zuhören wollen, leihen Sie sich unsere Hörbücher und Hörspiele aus. Wir achten beim Kauf von Hörbüchern und -spielen auf gute Ausstattung und Sprecher, sodass dies bestimmt eine interessante und vergnügliche Abwechslung zum Fernsehen ist.

Das ehrenamtlich beschäftigte Bücherei-Team berät Sie gerne, zeigt Ihnen die Bücherei, geht auf Ihre Wünsche ein und freut sich immer wieder auf Ihren Besuch.

Ansprechpartner:
Frau Nothaft: Tel. 8 11 02 64 und
Frau Neumann: Tel. 83 17 11.

...Schweigen ist Gold.

64.



Kein Blatt vor den Mund ... Schweigen ist Gold.

Es gibt einige Witze, in denen ein paar Bayern in der Wirtschaft sitzen, ab und zu einmal hmm, aha oder jaja sagen und nach mehreren Stunden aufstehen und zum Ausdruck bringen, dass es schön war und man sich sehr gut unterhalten hat.

Diese Zeiten scheinen aber vorbei zu sein, und zwar gründlich. Auch in Bayern ist es inzwischen weit verbreitet, dass man jede Gelegenheit zum Ratschen wahrnimmt, auch wenn es überhaupt nicht passt. Und da gibt es keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen. Ich habe zum Beispiel in letzter Zeit mehrfach bei Beerdigungen erlebt, dass während des Zugs zum Grab ungeniert über völlig belanglose Dinge geredet wird. Da ging es etwa um die Frage, ob der oder die Betreffende schon die Winterreifen drauf hat, was es beim Aldi oder Lidl gerade günstig gibt oder wie es um die Schullaufbahn der Kinder bestellt ist.

In diesem Zusammenhang habe ich auch gesehen, dass Teilnehmer an einer Beerdigung von der Aussegnungshalle aus rasch an die Spitze des Zuges gehen, weil es dort relativ ruhig ist. In der Tat wird am Ende des Zuges deutlich mehr geratscht als weiter vorne. Ähnliches gilt auch für die Palmprozession von der Blütenburg zur Pfarrkirche, für die Fronleichnamsprozession und den Gang nach Maria Eich, der schon

allein wegen der Ratscherei auf keinen Fall den Namen Wallfahrt verdient. Hier hat der Pfarrer schon vor Jahren den Versuch unternommen, die Leute zu bitten, wenigstens auf dem allerletzten Stück durch den Wald den Mund zu halten. Und es hat sogar gefruchtet.

Woher kommt es wohl, dass die Leute bei jeder Gelegenheit reden? Zum Teil ist es sicher Gedankenlosigkeit. Man denkt gar nicht mehr dran, „in welcher Angelegenheit“ man eigentlich unterwegs ist, und so wird der, der neben einem hergeht, sofort zum Gesprächsanreiz. Andererseits ist es wohl auch so, dass man die Stille nicht aushält und nichts mit ihr anfangen kann. Das müsste man vielleicht einmal wieder etwas üben. Aber dazu fehlt dann wieder die Zeit oder die Ruhe. Wenn Sie mich also in nächster Zeit einmal bei einer Prozession neben sich gehen sehen, dann brauchen Sie es gar nicht probieren. Aus mir bekommen Sie jedenfalls nichts heraus. Was – das glauben Sie nicht? Sie werden's schon sehen!

Ihr
Peter Igl

Frühling 2010

Ich bin einfach der Beste

65.



Kein Blatt vor den Mund: Ich bin einfach der Beste

Vor einiger Zeit kam mir auf einer Autofahrt ein anderer Verkehrsteilnehmer in die Quere, den ich mit einem unfreundlichen Wort bedachte. Darauf sagte einer meiner Enkel zu mir: „Opa, warum sind denn eigentlich immer die anderen die Deppen?“ Da wurde ich doch ein wenig nachdenklich und musste insgeheim zugeben, dass er recht hatte. Wir tun immer so, als wäre bei uns alles bestens. Die anderen aber, das sind die, die die Fehler machen, nichts können und nichts „checken“.

Woher kommt das? Ein gesundes Selbstbewusstsein macht das Leben sicher leichter. Und es heißt ja auch schon in der Bibel: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wer sich selbst nicht mag, ist ungenießbar und tut sich auch mit der Nächstenliebe schwer.

Ein weiterer Satz steht aber auch noch in der Bibel: Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet. Er wird aber halt leider viel zu wenig beachtet. Wie schön ist es doch, wenn man über andere herziehen kann! Ich kann mich an viele Gespräche am Bier- oder Kaffeetisch erinnern, bei denen man stundenlang andere durch den Kakao gezogen hat, die nicht anwesend waren. Die Fehler und Schwächen der anderen sind – wenn man außer dem Wetter sonst keine anderen Gesprächsstoffe hat – offenbar das interessanteste Thema, das

man sich in geselliger Runde vorstellen kann. Ich muss zugeben, dass ich dafür auch ein bisschen anfällig bin.

Wie immer sind es halt die Übertreibungen, die zu Problemen führen. Wir neigen entweder zur Überheblichkeit gegenüber anderen oder machen uns klein und sind auf andere neidisch. Das letztere ist genauso schlimm: Ich bin nichts wert, ich kann nichts, ich hab nichts. Sympathisch ist beides nicht.

Die Mitte wäre halt das Richtige. Aber das gelingt nur schwer. In der Regel schlägt man sich eher auf die Seite der Besseren als auf die Seite der Benachteiligten. Das zeigt sich sogar beim Fußball. Deshalb werden, so fürchte ich, die Anhänger des TSV 1860 in München langfristig zurückgehen oder gar aussterben. Man merkt das schon bei den Kindern. Die schlagen sich mehr und mehr auf die Seite der erfolgreichen Bayern. Der Leidensweg, den die 60er Anhänger seit Jahren gehen, ist nur für relativ wenige Junge auszuhalten. Nix für unguat!

Ihr Bayernanhänger
Peter Igl

Sommer 2010

Glogn is glei! (= Lügen geht leicht von den Lippen!)

66.



Kein Blatt vor den Mund: Glogn is glei!

In den großen Weltreligionen und in allen mir bekannten Weisheitslehren wird die Wahrhaftigkeit als eine der wichtigsten Grundlagen unseres Zusammenlebens hingestellt und die Lüge als große Verfehlung gebrandmarkt. Vor diesem Hintergrund kann man es sich eigentlich nicht vorstellen, dass der Mensch fünfzig- bis hundertmal am Tag lügt, wie das von Psychologen behauptet wird. Kann das wirklich sein?

Nachdem ich das in der Zeitung gelesen hatte, habe ich eine Zeit lang ziemlich genau aufgepasst, wie viele Lügen ich da zusammenbringe. Und es ist tatsächlich mehr geworden, als ich geglaubt hätte. Man muss aber schon genau hinschauen. Vieles sind sogenannte Unterhaltungslügen. Man übertreibt gerne einmal, reiht das aber gar nicht unter Lügen ein, weil man glaubt, es merkt ja ohnehin jeder, dass das nicht stimmt (Beispiel: Das ist das schönste Kleid, das Du je anhattest!).

Es heißt zwar oft, dass das Leben die besten Geschichten schreibt. Aber manchmal muss man ein bisschen nachhelfen, was schon Albert Einstein erkannt hatte, wenn er sagt: Es ist leicht, originell zu sein, wenn man sich nicht ganz an die Wahrheit halten muss. Bei vielen guten Geschichten wird also ein wenig gelogen, um sie noch besser zu machen.

Dass bei Kindern Phantasie und Wirklichkeit durcheinander gehen, ist uns allen bekannt. Kürzlich habe ich von einem Vierjährigen gehört, er hätte den Kuchen, den er gerade verzehrt hat, selbst gebacken. Einen weiteren hätte er im Kofferraum seines Autos – und auch noch ein totes Schwein. Da merkt man dann auch sofort, dass das nicht stimmen kann.

Bei Erwachsenen ist das anders. Da wird die Lüge oft sehr gut verpackt, sodass man sie nicht oder nicht gleich erkennt. Ich habe vor Jahren im privaten Kreis einen Mann kennengelernt, der völlig glaubwürdig von seinen Auftritten in einem berühmten Knabenchor und von seiner Tätigkeit als Herzchirurg erzählte. Einige Wochen später erfuhr ich, dass er als Heiratschwindler festgenommen worden war.

Interessant ist ja, warum man lügt. Oftmals will man halt einfach besser dastehen. Ich höre schon grundsätzlich weg, wenn mir wieder einmal einer sagt, er selbst oder ein anderer hätte in der Schule lauter Einser gehabt. Das ist so selten, dass man es nicht glauben muss.

Ein anderer Grund zu lügen ist die Bequemlichkeit. Man will z. B. zu einer Veranstaltung nicht hingehen, aber man sagt, dass man wegen einer anderen Verpflichtung nicht kann.

Winter 2010

Kirchenmusik

Kirchenmusik

Peinlich ist natürlich, wenn es dann aufkommt, dass man gelogen hat. Langjährige Erfahrungen stecken sicher in dem Sprichwort, dass Lügen kurze Beine haben. Und eines muss man auch wissen: Zum guten Lügen muss man fit sein und sich viele wichtige Dinge merken können. Und gerade bei älteren Leuten, denen das Gedächtnis des öfteren einen Streich spielt, empfiehlt sich das Lügen überhaupt nicht. Das ist auch der Grund, weshalb ich (wenigstens meistens) bei der Wahrheit bleibe.

Peter Igl

Als kleine Dokumentation unserer kirchenmusikalischen Aktivitäten finden Sie auf den folgenden Seiten einen fotografischen Überblick: Passionskonzert mit Bachs Motette „Jesu meine Freude“ am 21.3., Ausflug der Chorgemeinschaft nach Regensburg am 24./25.7./ Mozart-Büste in der Walhalla / Papst-Benedikt Orgel in der Basilika „Alte Kapelle“/ Konzert „ZusammenWachsen“ mit dem Jugendchor und Instrumentalsolisten am 26.9.

Zum Orgelkonzert mit dem Thema „Die Konferenz der Tiere“ nach Motiven von Erich Kästner sind alle Kinder herzlich eingeladen:

Sonntag, 27.2.2011 um 16 Uhr in der Pfarrkirche Leiden Christi. Eintritt frei!

Die wöchentlichen Probestermine sind:

Kinderchor 3. und 4. Klasse:

Dienstags, 13.15–14.00 Uhr

Gospelchor:

Dienstags, 19.30–21.00 Uhr

Jugendchor:

Mittwochs, 19.00–20.00 Uhr

Chorgemeinschaft:

Donnerstags, 20.00–22.00 Uhr

Bläserensemble und Orffgruppe auf Anfrage.

Eduard Steinbügl

Tel. 089 / 55 26 09 58

Wer singt denn heute noch?



KEIN BLATT VOR DEN MUND: WER SINGT DENN HEUTE NOCH?

Wenn ich noch einmal nach Amerika kommen sollte, dann möchte ich unbedingt an einem Gottesdienst teilnehmen, der überwiegend von Schwarzen besucht wird. Ich möchte nämlich erleben, was da in der Kirche „abgeht“, wenn die Menschen fröhlich singen und sich rhythmisch dazu bewegen. Bei uns hier kennt man das ja eigentlich nicht. Man bleibt verhalten seriös. Gesungen wird eher leise und verschämt. Getanzt wird überhaupt nicht.

In den letzten Jahren hat es überraschenderweise mehrere zum Teil recht erfolgreiche Filme über die Bedeutung des Singens (und Tanzens) gegeben. Ich erinnere nur an „Sister Act“, „Rhythm is it“ und „Die Kinder des Monsieur Mathieu“. Auch Father Gerald aus Nigeria, der mehrere Jahre als studierender Priester in unserer Gemeinde war, hat uns ähnliche Beispiele vorgeführt. Er sang etwa nach der Art seiner Landsleute an verschiedenen Stellen des Gottesdienstes und wurde auch beobachtet, als er beim Einkauf im Drogeriemarkt religiöse Lieder trällerte.

Bei uns hingegen geht das Singen eindeutig zurück. Wenn man von den wenigen absieht, die vielleicht noch in einem Chor singen, dann gibt es für die Erwachsenen

fast nur noch zwei Gelegenheiten zum Singen: im Fußballstadion und in der Kirche. Aber auch die Kinder singen leider kaum mehr. Im Kindergarten geht meist noch etwas, in der Grundschule hingegen schaut es schon ziemlich finster aus. Und welcher großen Anteil hatte das Singen früher in der Grundschule! Mein Lieblingslied war „Wer will fleißige Handwerker sehn“. Das war fast jeden Tag dran.

Warum soll man denn nun überhaupt singen? Was bringt es? Ganz einfach: Singen macht glücklich. Einige Wissenschaftler wollen sogar nachgewiesen haben, dass die Schwingungen, die beim Singen im Kehlkopf und im ganzen Körper entstehen, die Ausschüttung von Glückshormonen bewirken. Na also! Auf, lasst uns wieder singen!

Wer nicht ins Fußballstadion geht, aber singen will, für den bleibt eigentlich (siehe oben) nur die Kirche. Zum Singen gehört aber in der Regel auch ein Text. Mit dem Gedächtnis der Deutschen in Bezug auf Liedtexte ist es jedoch leider nicht weit her. Außer bei „Großer Gott, wir loben dich“ und „Stille Nacht“ braucht man ein Liederbuch. Und hier gibt es in Obermenzing schon wieder ein Problem. Die vorhan-

Freitag, 20.11.2011



denen „Gotteslüber“ sind inzwischen schon ziemlich ramponiert. Bei manchen platzt schon der Einband auf, andere haben insbesondere bei den Osterliedern einen Wasserschaden. Der kommt vom üppigen Gebrauch des Weihwassers durch den Ortspfarrer. Inzwischen gibt es auch Bücher mit einem erweiterten Diözesanteil auf dem Markt. Also: Ich empfehle eine Neuanschaffung. Dann geht es (vielleicht) auch mit dem Singen wieder aufwärts. Das hofft jedenfalls Ihr sangesfreudiger

Peter Igl

Kontakte in der Grossstadt



KEIN BLATT VOR DEN MUND: KONTAKTE IN DER GROSSSTADT

Ich habe schon öfter an dieser Stelle beklagt, dass der moderne Großstadtmensch kaum mehr Wert auf Kontakte legt – außer vielleicht innerhalb eines engen Freundeskreises. Gerade deshalb ist es dann doch wieder überraschend und erfreulich, dass es durchaus hin und wieder Ausnahmen von dieser Regel gibt.

Ich will Ihnen ein paar Beispiele aus der Münchner S-Bahn erzählen. Ich bin lange Zeit am Pasinger Bahnhof in der Früh in eine S-Bahn eingestiegen, die noch leer und deshalb besonders begehrt war. Ich habe mich mit meinem Nachbarn, mit dem ich gemeinsam zur S-Bahn ging, immer in eine Vierergruppe auf der linken Seite gesetzt und Zeitung gelesen. Fast täglich nahm uns gegenüber auf der rechten Seite ein Ehepaar Platz. Man hat sich mit einem Kopfnicken freundlich begrüßt. Das ging über Jahre. Eines Tages aber kamen die beiden auf unsere Seite herüber. Das war vorher noch nie passiert. Der Mann hatte eine Tasche dabei und holte eine Flasche Sekt mit vier Gläsern heraus. Er schenkte ein, gab auch uns zwei Gläser, prostete uns zu und sagte, dass das heute sein letzter Arbeitstag sei. Das wollte er mit uns, seinen langjährigen Mitfahrern, feiern. Ich war platt. Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet. Übrigens habe ich die beiden später nie mehr gesehen.

Eigentlich schade.

Ein anderes Mal habe ich bemerkt, dass ein Fahrgast, der immer an der Hackerbrücke ausgestiegen ist, eingenickt war. Ich habe mir erlaubt, ihn mit einem kleinen Stupser zu wecken und auf seine Haltestelle aufmerksam zu machen. Er war ganz überrascht, dass ich wusste, wann er aussteigen musste. Ich habe ihm gesagt, dass das doch nicht verwunderlich sei. Schließlich würden wir ja schon seit Langem mit derselben S-Bahn fahren. Auch mit dem wechselte ich von da an regelmäßig ein paar Worte.

Die S-Bahn bietet überhaupt gute Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme, vielleicht noch nicht am frühen Morgen, weil da die meisten Leute noch nicht so ganz wach sind. Aber so ab 9 Uhr lässt sich mit den Leuten meistens schon was anfangen. Ich habe vor einiger Zeit erlebt, dass ein kleiner Bub einen Mann mit Pferdeschwanz gefragt hat: Bist du ein Mädchen? Und der Mann hat so freundlich geantwortet, wie ich das nie erwartet hätte. Kinder haben da natürlich einen Bonus.

Ein anderes Mal wurde ich Zeuge, wie nach einem Konzertbesuch am späten Abend ein kleines, müdes Mädchen durch allerlei nachgeahmte Tierlaute der gegen-

Sommer 2011



über sitzenden Mitfahrer aufgemuntert wurde. Die Stimmung wurde daraufhin richtig ausgelassen. Die Erwachsenen hatten solchen Spaß daran, dass noch nach dem Aussteigen in der Bahnstufunterführung Kuckucksrufe, Entengeschnatter und Hundegebell ertönten.

Manchmal kann man sich leider in einer vollen S-Bahn einem Gespräch, das in unmittelbarer Nähe geführt wird, nicht entziehen. So wurde ich einmal, ohne es zu wollen, Zeuge eines Gesprächs zwischen zwei jungen Leuten, in dem es um eine bevorstehende Reise ging. Einem der beiden fiel aber ein Reiseziel nicht mehr ein.

Er sprach immer nur von der Stadt, in der die BASF ist. Beim dritten Mal konnte ich mich dann nicht mehr zurückhalten und meinte, das müsse wohl Ludwigshafen sein. Darauf war er richtig erleichtert und wir kamen noch ganz nett miteinander ins Gespräch.

Was lernen wir daraus? Wenn man aufgeschlossen ist, gelingen auch in der heutigen Zeit noch Kontakte, natürlich nicht nur in der S-Bahn, sondern auch auf der Straße in Obermenzing. Voraussetzung ist allerdings, dass man gesprächsbereit und ansprechbar ist. Wenn man mit dem Auto unterwegs ist, kann einen im Normalfall natürlich keiner ansprechen. Da ist man sozusagen geschützt bzw. abgeschirmt. Aber als Fußgänger und oft sogar als Radfahrer gelingt es problemlos, mit anderen ins Gespräch zu kommen. Mir passiert es öfter, dass ich als Fußgänger zu einem Termin zu spät komme, weil ich immer wieder auf Leute treffe, mit denen ich ein paar Worte wechsle. Aber das macht ja eigentlich nichts – oder?

Peter Igl

Sag' mir, was (wie) Du isst...



69. Herbst/Winter 2011

KEIN BLATT VOR DEN MUND: SAGE MIR, WAS (WIE) DU ISST ...

Heuer im Sommer war beim Gottesdienst wieder einmal das Evangelium von der Brotvermehrung dran. Da hieß es, dass unter den Zuhörern Jesu – wie Sie sicher wissen – ein Bub mit fünf Gerstenbrotten und zwei Fischen war. Und das hat ausgereicht, um mehrere Tausend Menschen satt zu machen.

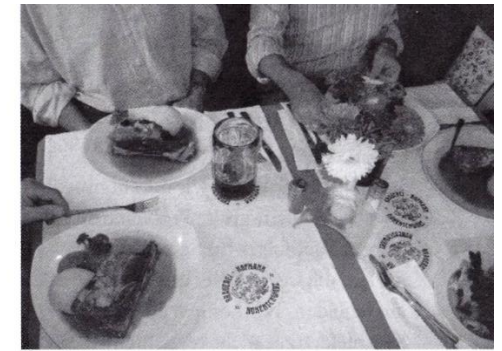
Inseheim hab ich mir dabei gedacht, dass das heute sicher nicht mehr funktionieren würde. Die meisten würden dieses Essensangebot überhaupt nicht anrühren. Bis vor einigen Jahren war ich zum Beispiel der Meinung, jedes Kind würde mit großer Begeisterung Spaghetti mit Tomatensoße essen. Inzwischen habe ich genügend Kinder kennengelernt, die Nudeln nur ohne alles verzehren. Andere streuen Käse darüber – mehr darf nicht hin. Wieder andere nehmen zwar, wie ich das erwartet hätte, Tomatensoße, aber nur eine ganz bestimmte, sonst läuft da gar nichts. Wir haben ein Enkelkind, das isst fast alles und sogar das, was außer mir kaum jemandem in der Familie schmeckt: Bratensulz, Presssack, Lüngrerl mit Knödel, Bärendreck, Radi und bittere Orangenmarmelade. Aber so ein Kind ist halt nicht ganz normal.

Wie soll das weitergehen? Wenn den jetzigen Kindern und späteren Erwach-

senen bestimmte Gerichte nicht mehr schmecken, dann werden sie auch in den Gaststätten nicht mehr angeboten. Es ist ja jetzt schon so, dass etwa gefüllte Kalbsbrust, Züngerl oder Surhaxn auf den Speisekarten kaum mehr zu finden sind, von „Büfflamott“ (Boeuf à la mode) etwa ganz zu schweigen. Armes Bayern!

Im übrigen kritisiere ich nicht nur das Essensangebot, sondern auch den Stil – oder den fehlenden Stil, mit dem das Essen verzehrt wird. Auch bei uns verbreitet sich die offenbar aus Amerika kommende Essensweise immer mehr: Dabei wird zunächst das gesamte Essen mit Messer und Gabel klein geschnitten. Anschließend legt man das Messer beiseite und schaufelt die Speisen ausschließlich mit der Gabel in den Mund. Das schaut einfach toll aus, besonders wenn man dabei noch den Kopf mithilfe von Hand und Ellbogen auf dem Oberschenkel abstützt und der Mund dadurch etwa in die Höhe des Tellers kommt. Die gemeinschaftsbildende Funktion des Essens lasse ich dabei einmal ganz beiseite. Da fehlt es ja inzwischen auch ziemlich weit, vom Tischgebet einmal ganz abgesehen.

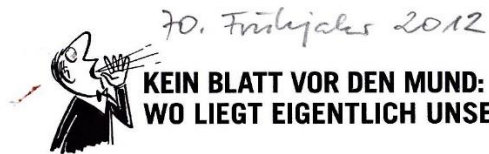
Im Laufe meines beruflichen Lebens war ich für die Einstellung vieler neuer, meist junger Mitarbeiter verantwortlich. Was



haben wir uns da nicht alles einfallen lassen, um die richtigen zu finden bzw. die falschen auszuschneiden! Heute würde ich da keine großen Umstände mehr machen. Ich würde die Kandidaten einfach zum Essen einladen und sie dabei beobachten. Passen Sie doch selber mal auf, wenn Sie in einer Gaststätte beim Essen sind, und konzentrieren Sie sich zum Beispiel auf die Art und Weise, wie manche die Gabel halten. Ich wüsste danach ziemlich genau, wen ich einstellen würde und wen nicht. Einen, der das Essgerät wie eine Mistgabel senkrecht in der Faust hält, würde ich sicher nicht nehmen. Auch einer, der die Gabel mit zwei oder drei Fingern schlangenförmig umschlingt, wäre kein geeigneter Mitarbeiter. Da denken Sie doch sicher ähnlich – oder?

Ihr alter Grantler
Peter Igl

Wo liegt eigentlich unsere Kirche?



Auch wenn dem Bayern vieles „wurscht“ ist: Mit den Orts- bzw. Richtungsangaben nimmt man es hierzulande ziemlich genau. Die Obermenzinger fahren zum Beispiel nicht nur nach Pasing, sondern nach Pasing hinüber, weil Pasing auf der anderen Seite des Hauptbahnstrangs liegt. Man fährt auch nach Allach hinunter, nämlich wümbwärts. Nach Aubing fährt man hinaus und in die Stadt hinein.

Auch wenn man beschreiben will, wo unsere Kirche liegt bzw. wie man zu ihr kommt, nimmt man es einigermaßen genau. Dass das jeder ein bisschen anders sieht, ist mir erst kürzlich aufgefallen. Da hat mir nämlich ein Dorfbewohner gesagt, dass er am Abend noch zur Kirche „hinaus“ geht. Ja, wieso denn das?

Ganz einfach: Zur Zeit der Erbauung der Pfarrkirche Leiden Christi – also in den 20-er Jahren – war die Kirche am Rande des Dorfs. Da ging man also tatsächlich hinaus. Und diese Sprechweise haben die Dörfler bis heute beibehalten, wenigstens einige.

Von der Sedelhof- und Hofbauernstraße aus geht man dagegen zur Kirche „vor“. Man wohnt also vergleichsweise hinten (von der Verdistraße aus betrachtet). Andere – z. B. von der Thuille- und Thaddäus-Eck-Straße – gehen in die Kirche (hi) nauf. In der Tat steigt die Karwinkistraße von dort aus in Richtung Wöhlerstraße leicht an. Das merkt man aber eigentlich nur als Radfahrer. Von der Wöhlerstraße geht man selbstverständlich zur Kirche



hinüber, nämlich auf die andere Seite der Verdistraße.

Übrigens wissen die wenigsten Leute, dass unsere Pfarrkirche Leiden Christi die Adresse Grandlstraße 8 hat. Es gibt sogar ein eigenes weiß-blaues Schild, auf dem Straße und Hausnummer stehen. Vor Jahren habe ich einmal zur Gaudi unserem Chorleiter und Organisten eine Postkarte an die Adresse Grandlstraße 8/II.Stock geschickt, weil ich mir gedacht habe, die Orgel muss vergleichsweise mindestens in Höhe des 2. Stocks sein. Die Karte wurde problemlos zugestellt, allerdings im Pfarrhaus, weil es an der Kirche keinen Briefkasten gibt.

Um noch einmal auf den Weg zur Kirche zurückzukommen: Sie werden vielleicht sagen, dass es eigentlich egal ist, ob man zur Kirche vor, hinter, hinaus, hinauf oder hinunter geht. Da pflichte ich Ihnen bei. Hauptsache, man geht überhaupt hin, oder?

Ihr
Peter Igl

P.S.: Ähnliche Beschreibungen für den Weg zur Kirche gibt es wahrscheinlich auch in St. Leonhard. Aber da kenn ich mich nicht so gut aus.

**CARITAS-
HAUSSAMMLUNG**



Immer wieder haben wir darauf hingewiesen, dass wir große Probleme damit haben, Nächfolger für Sammler zu finden, die wegen Alter oder Krankheit ausscheiden. Wir können aber auf die Sammlerträge nicht verzichten; 40 % davon verbleiben in der Gemeinde und stellen somit die finanzielle Basis für die Sozialarbeit der Pfarrei dar, 60 % erhält unsere örtliche Caritas.

Nicht nur die Gemeinde, sondern auch unser Caritaszentrum braucht unsere Unterstützung. Wenn die Sammler Sie nicht angetroffen haben oder in Ihrer Straße nicht mehr gesammelt wird, bitten wir Sie um Überweisung Ihrer Spende mit der beiliegenden Zahlkarte.

Wir hoffen, dass Sie dafür Verständnis haben. Es wäre schön, wenn die Leser unseres Pfarrbriefes dieses Anliegen in ihre Nachbarschaft hineinbringen könnten, da bei der Haussammlung alle, nicht nur Katholiken, um einen Beitrag gebeten werden.

Klaus Günter Stahlschmidt

Es rumort!



In letzter Zeit bin ich einige Male gefragt worden, ob mir die derzeitige Situation unserer Kirche egal ist, weil ich im Pfarrbrief darüber nichts schreibe. Ich habe bis jetzt immer gesagt, dass ich ja eigentlich kein Mandat dafür habe, weil ich nicht im Pfarrgemeinderat oder in einem anderen Gremium bin. Inzwischen aber hat sich so viel angesammelt, dass ich doch einmal wieder etwas zu Papier bringen muss. Dabei können wir in Obermenzing noch froh sein, weil vieles noch ganz ordentlich läuft.

Ich leide daran,

- wenn lebensfähige Pfarrgemeinden zusammengelegt werden, nur weil man keine (priesterlichen) Gemeindeleiter hat,
- wenn den wenigen Priestern immer mehr aufgebürdet wird,
- wenn von den Bischöfen ein offener

Dialog versprochen wird, aber von vorne herein wichtige Themen ausgeklammert werden,

- wenn unsere Bischöfe fast nur Loyalität nach oben zeigen, aber nur wenig von einer Loyalität nach unten halten,
- wenn auf die Frage nach dringenden Strukturreformen geantwortet wird, dass der Glaube doch das Entscheidende ist,
- wenn Gehorsam verlangt wird, wo Argumente ausgehen,
- wenn sich in Fragen der Ökumene auf höherer Ebene fast nichts rührt,
- wenn bei einem Zukunftsforum viele Hoffnungen geweckt werden und dann so gut wie nichts dabei herauskommt,
- wenn die gewählten Pfarrgemeinderäte durch Gremien ersetzt werden sollen, die vom Bischof berufen und vom Pfarrer geleitet werden,
- wenn unliebsamen Leuten der Geldhahn



Tanzen

- zugedreht, aber sonst mit kirchlichen Mitteln gelegentlich sehr großzügig umgegangen wird,
- wenn Organisationen wie „Donum Vitae“ und „Kirche von unten“ als Feinde der Kirche angesehen und so behandelt werden,
 - wenn ein verdienter Mann wie der ehemalige Kultusminister Maier in kirchlichen Räumen nicht mehr auftreten darf,
 - wenn auf die Vielzahl von Kirchengastritten kaum reagiert wird,
 - wenn die Aufarbeitung von Missbrauchsfällen sehr schleppend vor sich geht,
 - wenn auf höherer Ebene markige Entscheidungen getroffen werden, wo vielmehr Nachdenklichkeit und Besonnenheit erforderlich wären,
 - wenn Laien als Christen zweiter Klasse behandelt werden, die nichts zu schnabeln haben usw.

So, das hat jetzt einmal raus müssen! Beim nächsten Mal wird's wieder lustiger, das verspreche ich Ihnen

Ihr
Peter Igl

TANZEN IST TRÄUMEN MIT DEN BEINEN

Im angenehmen Ambiente tanzen wir nach modernen und anspruchsvollen Tanzformen wie Block-, Round- oder Gassentanz.

Hier haben Damen und Herren die Möglichkeit, mit oder ohne Partner sich rhythmisch nach Musik zu bewegen, Gleichgesinnte zu treffen, gesellig zu sein und noch etwas für die Gesundheit zu tun. Der Einstieg ist jederzeit möglich.



Tanzen 50 plus mit Tilly Aull
Telefon: 8888717
Mittwochs (genaueres siehe Termine)
Beginn 15:00 Uhr,
im Pfarrsaal Leiden Christi
Passionistenstr. 12, 81247 München

Neueinsteiger haben die Möglichkeit, am gleichen Tag eine Stunde vorher mit Erika Eymann-Goldhofer zu starten. Bei Interesse melden Sie sich bitte unter Telefon: 8631082

Tilly Aull

Ein Kreuz ist's mit den Gewohnheiten



KEIN BLATT VOR DEN MUND: EIN KREUZ IST'S MIT DEN GEWOHNHEITEN!

Wahrscheinlich geht's Ihnen ähnlich wie mir: Immer wieder werde ich Opfer meiner Gewohnheiten. Da gehe ich in eine bestimmte Ecke unseres Wohnzimmers und möchte etwas in den Papierkorb werfen. Aber da ist keiner mehr – in unserer früheren Wohnung war da einer. Oder ich suche auf der Wandfläche über dem Fernseher nach der Uhr – da ist aber keine mehr. Früher hatten wir an dieser Stelle eine. Oder ich greife in der Dunkelheit an eine bestimmte Stelle links neben der Wohnzimmertüre, um Licht zu machen: Da gibt es aber keinen Schalter mehr. Früher, vor unserem Umzug, war da einer. Ätsch! Kürzlich wollte ich zum Einkaufen in die Metzgerei Raab in der Verdistraße. Und stellen Sie sich vor, wo ich gelandet bin: vor dem Haus der ehemaligen Metz-

gerei Neumair, ein paar hundert Meter stadteinwärts. Die gibt es aber schon lange nicht mehr. Ich hoffe nur, dass mich niemand gesehen hat, wie ich etwas verwirrt um mich geblickt habe.

Meine Frau hat mich erst jüngst wieder darauf aufmerksam gemacht, dass ich bei kniffligen Situationen am Steuer zu pfeifen anfangen. Oder noch etwas beim Autofahren: Ich gebe beim Zurückschalten immer noch automatisch Zwischengas, obwohl man das bei den heutigen Autos überhaupt nicht mehr machen muss. Das waren aber jetzt lauter Situationen, bei denen man sich höchstens wundern muss oder noch über sich lachen kann. Manchmal können aber Gewohnheiten durchaus gefährlich werden. Ich erinnere mich



noch an unseren ersten Urlaub in England, als wir dort nach dem Motto „Schau links, schau rechts, geh geradeaus“ über die Straße wollten und fast überfahren wurden, weil die Autos von der falschen Seite kamen.

Was soll man da nun mit seinen (falschen) Gewohnheiten machen? Ich denke da zum Beispiel an die Unart, mit dem Essen sofort anzufangen, ohne zu warten, bis alle was haben. Oder an lautes, trompetenartiges Schnäuzen, das andere erschreckt. Sehr viel geht sicher nicht, weil sich eben manches über die Jahre hin ziemlich verfestigt hat. Man kann sich diese Gewohnheiten aber – meist am besten mithilfe anderer – bewusst machen und dann versuchen, sie sich abzugewöhnen. Das dauert natürlich einige Zeit. Oder man kann auch neue, positive Gewohnheiten aufbauen. Dass man etwa seiner Frau auch außerhalb von Geburtstagen oder vergleichbaren Anlässen einen Blumenstrauß mitbringt. Wie steht es übrigens mit der Gewohnheit, am Sonntag in die Kirche zu gehen? Ist das auch etwas, das man sich abgewöhnen sollte? Natürlich nicht! Aber das ist doch klar, noch dazu, wenn man so etwas im Pfarrbrief schreibt.

Peter Igl



CARITAS- HAUSSAMMLUNG

Immer wieder haben wir darauf hingewiesen, dass wir große Probleme damit haben, Nachfolger für Sammler zu finden, die wegen Alter oder Krankheit ausscheiden. Wir können aber auf die Sammelerträge nicht verzichten; 40 % davon verbleiben in der Gemeinde und stellen somit die finanzielle Basis für die Sozialarbeit der Pfarrei dar, 60 % erhält unsere örtliche Caritas.

Nicht nur die Gemeinde, sondern auch unser Caritaszentrum braucht unsere Unterstützung. Wenn die Sammler Sie nicht angetroffen haben oder in Ihrer Straße nicht mehr gesammelt wird, bitten wir Sie um Überweisung Ihrer Spende mit der beiliegenden Zahlkarte.

Wir hoffen, dass Sie dafür Verständnis haben. Es wäre schön, wenn die Leser unseres Pfarrbriefes dieses Anliegen in ihre Nachbarschaft hineintragen könnten, da bei der Haussammlung alle, nicht nur Katholiken, um einen Beitrag gebeten werden.

Klaus Günter Stahlschmidt

Obermenzing verändert sich



73. Frühlings 2013

KEIN BLATT VOR DEN MUND: OBERMENZING VERÄNDERT SICH

Im vergangenen Sommer war es schon etwas bedrückend: Praktisch im Wochentakt wurden kleine Häuschen in Obermenzing abgerissen, um Wohnanlagen Platz zu machen. Und der Witz dabei war dann noch, dass die Bauträger häufig mit dem Slogan „Wohnen im Grünen“ Reklame machten, obwohl durch die Neubauten die bisherigen Gärten weitgehend vernichtet wurden und höchstens noch auf dem Grundstück des Nachbarn nennenswerte grüne Flächen übrig geblieben waren.

Nach meinen Feststellungen verschärft sich durch die sogenannte Nachverdichtung aber nicht nur die Parkplatzsituation erheblich – das wäre ein eigenes Kapitel wert. Es ziehen auch häufig Leute ein, die hier nur wohnen, aber keine Kontakte mit den Mitbewohnern und Nachbarn haben wollen. Das zeigt sich zum Beispiel dadurch, dass sich Neuzugezogene kaum mehr bei den Nachbarn vorstellen, und zwar nicht nur Mieter, sondern auch Eigentümer von Wohnungen.

Es wäre sicher nicht fair, nur die Neubürger zu kritisieren. Auch unter den alteingesessenen Bewohnern hat nachbarschaftliches Denken nachgelassen. Ich denke mir das jedes Mal, wenn ich durch die frisch verschneiten Straßen von Obermenzing gehe. Fast jeder zweite Hausbesitzer denkt überhaupt nicht dran, die Gehwege zu

räumen oder wenigstens dafür zu sorgen, dass geräumt wird.

Noch vor einiger Zeit war ich der Meinung, dass Fälle, wo jemand wochenlang tot in seiner Wohnung liegt, hier bei uns nicht vorkommen können. Inzwischen halte ich das auch bei uns für durchaus möglich. Eine alte Dame, mit der ich kürzlich darüber gesprochen habe, schwärmte mir von den Kriegsjahren vor, wo der Zusammenhalt der Leute vorbildlich war. Es war sicher so, dass die Not die Menschen zusammengebracht hat. Aber soll man sich deshalb diese Zeiten wieder herbeiwünschen? Lieber nicht. Aber was dann?

Ich meine, dass man alle Einrichtungen, die die Kontakte und das Miteinander in unserem Stadtteil fördern, unterstützen soll. Dazu gehören in vorderster Front sicher die Kirchen, deren Integrationskraft in den letzten Jahrzehnten nach meiner Beobachtung zwar abgenommen hat, die aber in dieser Beziehung immer noch sehr wichtig sind. Unter dem Dach der Kirchen gibt es neben den gottesdienstlichen Angeboten auch Chöre, Theater- und Tanzgruppen, Yoga- und Meditationskurse, Kinder-, Eltern- und Jugendgruppen usw. Auch die Vielzahl der örtlichen Vereine wäre hier zu nennen, die sich über neue Mitglieder sicher freuen würden.

Nach den doch eher sorgenvollen Überlegungen möchte ich aber auch noch auf einen Lichtblick zu sprechen kommen: die Kinder in Obermenzing. Bei uns gibt es derzeit so viele Kinder wie seit Jahrzehnten nicht. Die Grandlschule hat heuer fast in jedem Jahrgang fünf Klassen! Das ist doch ein sehr positives Signal für die Zukunft unseres Stadtteils. Die Stadt-

verwaltung hat diese Entwicklung zwar weitgehend verschlafen und die dringend erforderliche Erweiterung der Schule seit ca. zehn Jahren verschleppt. Aber im Herbst 2012 ist mit der Errichtung von Containern im Durchblick doch endlich etwas in Gang gekommen. Dieser Meinung sind Sie doch sicher auch – oder?

Peter Igl



74. Sommer 2013



KEIN BLATT VOR DEN MUND: LOBEN IST NICHT EINFACH

Die meisten der Leser wissen wahrscheinlich, dass ich in Obermenzing eine Theatergruppe leite. Und da passiert es schon einmal, dass nach der Probe ein Spieler auf mich zukommt und sagt: Heute hättest du uns schon einmal ein bisschen loben können, wo wir uns doch so angestrengt haben.

Auf die Idee, dass ich jemanden loben sollte, komme ich oft gar nicht. Anscheinend ist bei uns der Satz „Net gschimpft is globt gnuua“ (zu deutsch: Nicht geschimpft ist gelobt genug.) doch ziem-

lich weit verbreitet. Ich muss natürlich zugeben, dass es genügend Untersuchungen gibt, die belegen, dass zum Beispiel Schüler eindeutig bessere Leistungen erzielen, wenn sie gelobt werden. Werden sie geschimpft, hat das überwiegend negative Auswirkungen.

Zu meiner Ehrenrettung muss ich aber schon noch anführen, dass es nicht leicht ist zu loben. Man liegt nämlich häufig mit seinem Lob entweder drüber oder drunter. Genau zu treffen, das ist schwierig. Der Bayer als geborener Grantler ordnet

sich von Haus aus lieber in die Kategorie „wenig Lob“ oder eben dann gleich Kritik ein. Viele betrachten Loben schon eher als Schleimen und verzichten deshalb gleich von vorneherein darauf. Es ist ja schon auch richtig widerlich, wenn jemand beim Loben zu dick aufträgt. Da hat der Gelobte dann auch nichts davon.

Auch den lieben Gott zu loben, ist nicht einfach. Dass man das tun soll, darauf verweisen viele Lieder – und das sind sogar die bekanntesten, die jeder kennt: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren. Oder: Großer Gott, wir loben dich. Bei einem Einkehrtag in Fürsteneried habe ich zu diesem Thema einmal einen Referenten gefragt, wie ich das machen soll, Gott zu loben. Da war er ganz verdutzt und hat mir zugestanden, dass er darüber eigentlich noch gar nicht nachgedacht hat. Die üblichen Haltungen Gott gegenüber sind (sehr häufig) das Bitten und (weniger häufig) das Danken. Da weiß man, wie das geht. Aber wie geht das Loben? Reicht es, wenn ich nur sage: Gott, ich lobe dich? Liegt das nicht deutlich unter dem, was eigentlich angebracht wäre? Das müssen wir wohl erst noch lernen und üben.

Kritisieren geht da halt viel leichter und es gibt ja auch sehr gute Begründungen dafür. Die beste, die mir untergekommen ist, heißt: Man muss nicht selber ein Ei legen können, um festzustellen, dass es faul ist. Damit kann man eigentlich jede Kritik rechtfertigen. Trotzdem werde ich es in der nächsten Zeit einmal besonders mit dem Loben probieren. Ob's klappt, weiß ich noch nicht.

Peter Igl



Ein gutes Wort zur rechten Zeit



KEIN BLATT VOR DEN MUND: DA KANNST DICH BLOSS ÄRGERN!

Heute will ich wieder einmal über ein paar Beobachtungen berichten, die ich hier in Obermenzing gemacht habe. Die meisten betreffen den Verkehr. An der Kreuzung Wöhler-/Verdistraße erlebe ich es fast täglich: Ein Linksabbieger fährt nur ein bis zwei Meter in die Verdistraße hinein und wartet, bis der Gegenverkehr vorbei ist. Hinter ihm müssen alle stehen bleiben, auch wenn sie geradeaus fahren oder rechts abbiegen wollen. Das heißt, dass oft nur ein Auto pro Grünphase weiterkommt. Die Folge ist ein beträchtlicher Rückstau.



Oder: In der Bauseweinallee steht aus gutem Grund kurz vor der Einmündung in die Verdistraße ein Schild: Bei Rot hier halten. Aber nur wenige richten sich danach. Und so kann dann keiner mehr in den Parkplatz der Bank hinein- oder aus

der Einfahrt der Post herausfahren oder umgekehrt. Ich habe schon erlebt, dass sich die Autos total verkeilt hatten und es einen Rückstau weit in die Verdistraße bis fast hinunter zur Unterführung gab.

Und dann noch das Parken: In mehreren Obermenzinger Straßen gibt es sogenannte „Kampfparker“, die ihren Wagen absichtlich so abstellen, dass man, vor allem wenn das auf der anderen Straßenseite ähnlich gemacht wird, kaum mehr durchkommt. Ich warte ja bloß darauf, dass irgendwann mal ein Feuerwehrauto stecken bleibt. Viele haben bei uns hier Tiefgaragenplätze, die sie aber nur bei Temperaturen über 30 Grad im Sommer oder unter 0 Grad im Winter benutzen. Ansonsten stehen die Autos auf der Straße und verringern den kostbaren Parkraum. Mir graust jetzt schon bei dem Gedanken, dass die Bewohner des überdimensionierten Neubaus an der Passionistenstraße (neben der Pfarrwiese) nach der Fertigstellung ihre Fahrzeuge aus Bequemlichkeit auf der Straße abstellen. Für die Besucher von Pfarrheim, Kindergarten und Kirche bleibt dann kaum noch etwas übrig.



Auch mit manchen Radfahrern gibt es Probleme. Ich nenne nur den Übergang in der Grandlstraße (am Durchblick, südlich der Schule). Hier kann man immer wieder beobachten, dass Radfahrer mit einem Affenzahn über den Zebrastreifen rasen. Sie haben hier aber keinen Vorrang, nur wenn sie abgestiegen und damit praktisch Fußgänger sind. Aber das macht fast keiner.

Noch ein Wort zu den Dreißiger-Zonen: In der Meyerbeer-/Offenbachstraße wird die Geschwindigkeitsbegrenzung meines Erachtens im Großen und Ganzen eingehalten. In der Pippinger Straße (im Dorf) hingegen wird sie kaum beachtet. Ich würde mich nicht wundern, wenn die Anwohner auch hier einmal zur Selbsthilfe greifen würden. Verdenken könnte man es ihnen nicht.

Zum Schluss kann ich's mir nicht verkneifen, auch noch etwas zu den Standplätzen der Müllcontainer für Glas, Kunststoff usw. zu sagen. Es ist eine Schande, wie es

oft hier aussieht. Wenn die Behälter voll sind, stellt man das Zeug halt daneben. Die Leute laden alles ab, was sie loswerden wollen, auch was gar nicht hierher gehört (z. B. Möbel, Lampen, Gartenabfälle). Und das in Obermenzing, das ein gehobenes Wohnviertel sein will! Dazu fällt mir ein weiser Spruch ein: Moralisch ist, wer richtig handelt, auch wenn kein anderer zuschaut. Das wär's halt.

In diesem Sinn grüßt Sie Ihr alter Grantler

Peter Igl



KEIN BLATT VOR DEN MUND: KLEINER VORNAMEN-RATGEBER

Ich beginne mit einem kurzen Überblick über das, was momentan so angeboten wird. Bei der letzten Zählung waren die häufigsten Babynamen in Deutschland laut Süddeutscher Zeitung Mia und Ben. Das reißt mich jetzt nicht gerade vom Hocker, im Gegenteil. In Bayern war wie schon seit einigen Jahren wieder Maximilian an der Spitze. Bei den Mädchen löste die Sophia die Anna ab. Das gefällt mir schon besser. Und auch mit den Obermenzinger Täuflingen des vergangenen Jahres kann man zufrieden sein. Da finden sich zum Beispiel so schöne traditionelle Vornamen wie Maria, Elisabeth, Magdalena, Cäcilia und Viktoria. Bei den Buben tauchen Franz, Michael, Konrad, Jakob, Xaver und sogar ein Georg auf.

Nach welchen Kriterien soll man denn nun einen Namen aussuchen? Zunächst sollte es einer sein, der im Kalender steht, d. h.

also in der Regel ein Heiligennamen. Sonst kann man schon einmal keinen Namens-tag feiern, jedenfalls nicht so leicht – und das wäre doch eigentlich schade. Dann sollte der Name einen Sinn haben. Wenn beide Eltern aus der Kirche ausgetreten sind, macht sich vielleicht der Name Pia (lat. die Fromme) nicht so gut. Und wenn die ganze Familie blond ist, eignet sich der Name Melanie (griech. melas bedeutet schwarz) voraussichtlich auch nur bedingt.

Außerdem sollte der Name nicht zu schwierig sein. Wenn der Pfarrer bei der Taufe eines Kindes namens Giulietta schon mehrmals nachfragen muss, wie das Kind heißt, dann ist zu befürchten, dass sich auch andere damit schwer tun und der Name vielleicht doch nicht so gut geeignet ist. Da ist es aber dann schon zu spät. Bei schwierigen Namen ist auch die

Gefahr groß, dass die Umwelt auf eine Abkürzung ausweicht oder auf einen Kosenamen. Aus dem schönen griechischen Namen Berenike und ähnlichen ist schon oft ein Mädi oder Mäusi geworden. Welch ein Absturz!

Der Vorname sollte aber auch zum Familiennamen passen. Meines Erachtens ist der Name Torben-Jörn nicht so gut ausgesucht, wenn der Familienname etwa Ametsberger heißt. Zu einem typisch bayerischen Familiennamen gehört halt ein passender Vorname (in diesem Fall z. B. Georg, Franz oder Martin). Ähnlich ist es auch bei einem Namen wie Germaine Bretzenbichler. Die beiden Namen sollen auch vom Klang her zueinander passen. Iris Liebl (3 x i) oder Norbert Bertl (2 x bert) ist da eher nicht so gut.

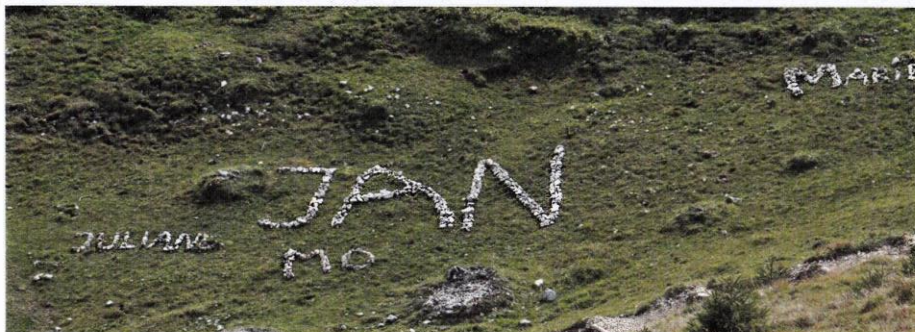
Bei Mädchen muss man inzwischen auch damit rechnen, dass sie später vielleicht einmal einen Doppelnamen tragen werden. Darauf kann man sich schon vorsorglich einstellen, indem man dem Kind nicht auch noch einen doppelten Vornamen gibt (z. B. Yvonne-Jasmin Leutheusser-Schnarrenberger).

Unter Umständen verändern sich die Vornamen (Rufnamen) eines Kindes im Lauf des Lebens etwas. Sascha oder Susi sind

vielleicht für ein Kind passend. Opa Sascha oder Oma Susi befremden aber doch etwas. Die Koseform sollte deshalb vielleicht besser nicht auf die Geburtsurkunde, falls der Standesbeamte da überhaupt mitzieht. Aber auf den kann man sich heute auch nicht mehr so recht verlassen. Gaga, Urmel oder Sams soll es inzwischen auch schon als Vornamen geben, bei uns hier aber hoffentlich noch nicht.

Ich will mit einer Geschichte aus unserer Familie schließen. Mein Schwiegervater kam um 1900 als zehntes Kind auf einem schwäbischen Bauernhof zur Welt. Da die Ernte in vollem Gange war und keiner aus der Familie daher Zeit hatte, wurde die Hebamme am Tag nach der Geburt ins Pfarrdorf geschickt, um das Kind auf den Namen Martin taufen zu lassen. Der Pfarrer war wegen des angeblich lutherischen Namens und der bei der Taufe fehlenden Verwandtschaft verärgert und weigerte sich, dem Wunsch der Eltern nachzukommen. Daher taufte er das Kind auf den Namen des Kirchenvaters Ambrosius. So kam mein Schwiegervater zu seinem Namen, den er Zeit seines Lebens aber mit Freude und Stolz trug. So war das in der sogenannten guten alten Zeit.

Peter Igl



77. Sommer 2014
(Ende)



KEIN BLATT VOR DEN MUND: EIN JUBILÄUM JAGT DAS ANDERE!

von Peter Igl

Man glaubt es ja kaum, welche Jubiläen alle heuer sind: Die Playmobil-Männchen zum Beispiel werden 40 Jahre, der Mini-rock bringt es auf 80 Jahre. Gummireifen gibt es seit 170 Jahren, den Dampfkochtopf schon 300 Jahre. Außerdem haben wir den 250. Todestag von Madame Pompadour und den 2000. von Kaiser Augustus. Nebenbei ist heuer auch noch der 450. Geburtstag von Shakespeare und der 150. von Richard Strauss. Das ist nur eine kleine Auswahl, bei der ich jetzt fast noch das 140-jährige Jubiläum der Allacher Feuerwehr vergessen hätte.

Warum ist der Nachweis einer bestimmten runden Anzahl von Jahren so wichtig? Meiner Ansicht nach, damit man einen Grund zum Feiern hat und natürlich auch zum Geldeinnehmen, nämlich dann, wenn im Zusammenhang mit dem Jubiläum bestimmte Veranstaltungen abgehalten oder Produkte verkauft werden.

Manchmal ist es ganz witzig, was sich Leute einfallen lassen, um zu einem Jubiläum und damit zu einem Feier-Grund zu kommen. Da hat hier jemand kürzlich zum 100. Geburtstag eingeladen. Mir war eine so alte Person in der Familie gar nicht bekannt. Die Zahl 100 kam aber auf fol-

gende Weise zusammen: Vater 39, Mutter 36, Zwillinge je 9, Dackel 7. Ideen muss man halt haben.

Übrigens haben wir in Obermenzing heuer auch noch ein Jubiläum. Die Pfarrkirche Leiden Christi wird 90 Jahre alt. Aber das wird vielleicht nicht gefeiert, weil 90 kein so arges Jubiläum ist. In drei Jahren allerdings könnte es richtig ernst werden. Da hat Menzing nämlich seinen 1200. Geburtstag. Anders ausgedrückt: Die erste urkundliche Erwähnung war 817. Sie betrifft aber Ober- und Untermenzing gleichermaßen, da man damals die beiden Orte nicht unterschieden hatte. Also richten Sie sich auf was ein.

Heuer habe sogar ich ein Jubiläum. Mit der Glosse „Kein Blatt vor den Mund“ habe ich 1990 begonnen. Es sind also inzwischen 25 Jahre, dass ich das mache. So ist es Zeit, damit aufzuhören. Ich habe viele positive Rückmeldungen bekommen, für die ich herzlich danke. Natürlich gab es auch manchmal Kritik. Das gehört dazu.